

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Berthold Auerbach's deutscher Volks-Kalender

1868

[urn:nbn:de:bsz:31-336984](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336984)

1868

AM

ZA

3958,
1868

1868
ZA 3958, 1868

Rupprecht BUTZ

Berthold Auerbach's
Deutscher
Volks-Kalender

auf das Jahr

1868.

Mit Beiträgen

von


Ludwig Bamberger, Friedrich Mohr, G. A. Oppermann,
Emil Rittershaus, Alfred Woltmann und Max Maria v. Weber

und

Bildern nach Zeichnungen

von

Paul Thumann.


Zum Debit für das Ausland.

Berlin,

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Harrwitz und Gohmann.

K

ZA 3958, 1868

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen ist vorbehalten. Ohne Genehmigung der Unterzeichneten darf keine der in diesem Kalender enthaltenen Erzählungen, Abhandlungen u. s. w. irgendwie wieder abgedruckt werden.

Besonders möchten wir die Redaktionen der Zeitungen und Zeitschriften dringend darauf aufmerksam machen, bei einem Hinweise auf diesen Kalender keinerlei sogenannte Proben daraus, sei es durch Aufnahme ganzer Artikel, oder durch Auszüge, abzudrucken, da die Erfahrung gelehrt hat, daß dies die Verbreitung des Buches nicht fördert, sondern nur schädigt.

Die Verlagshandlung.



7



Das Frankfurter Loos.

Eine Erzählung.

Von

Herausgeber.

„So auch zu Dir ist mein Glücksruf gedrungen?“ sagte der Pfarrer lächelnd. Gut denn, ich will Dir die Geschichte erzählen. Es ist auch das Lustigste, was ich in den sechsunddreißig Jahren erlebt habe, seit wir mit einander zu Tübingen am Neckarstrande auf der Schulbank saßen und zu begreifen suchten:

Was die Welt

Im Innersten zusammenhält.

Ihr Herren vom öffentlichen Wort, Ihr glaubt, wir katholischen Geistlichen thun vom Morgen bis zum Abend nichts als Mausefallen stellen, um Seelen zu fangen. Ihr habt keine Ahnung davon, daß wir auch lustige Kameraden sind, und doch solltet Ihr denken, daß wir

Auerbach, Volkskalender.

nicht so oben auf wären und so viel vor uns brächten, wenn wir nicht auch die Lustigkeit hegten.

Doch genug. Meine Geschichte ist so:

Es war um Martini, bis zum nächsten sind es gerade fünfundzwanzig Jahre. Ich habe mein Leben lang hier auf Posten gestanden, und da drüben an der Kirchenmauer, wo der Hollunder gedeiht und die Rothkehlchen nisten, da werde ich meine sechs Schuhe Erde bekommen. Das werden mir meine Bauern nachsagen müssen: unser Pfarrer hat die besten Predigten gehalten, denn es waren die kürzesten, und er hat Spaß verstanden.

Also wir sitzen hier in der Stube am Samstag Morgens. Wir sind aus der Kirche gekommen, wo wir Messe gelesen haben, und setzen uns zum Frühstück. Neubackenes Brod haben wir damals nicht gehabt, wie heute nicht. Meine Schwester war schon damals meine Haushälterin wie jetzt. Ich hatte einen Vicar, mehr zur Kameradschaft, als zum Amtgebrauch. Du erinnerst Dich seiner nicht, er kam nach uns zur Universität, er hieß Mager und war's auch. Seine Lieblingsnahrung war Kandiszucker. Er hatte eine langgestreckte Figur und demgemäß eine gute Violinhand, und war auch in der That ein Meister im Violinspielen.

Von Hause aus wohlhabend, hatte er keine Ruhe, bis die sieben- oder achttausend Gulden, die er besaß, verschmaußt waren. Aber er selbst genoß das Wenigste davon; seine Hauptlust war, Andere zu bewirthen, und am vergnügtesten war sein Gesicht, wenn er mit dem Korkzieher, den er beständig bei sich trug, eine Flasche entkorken konnte. Hopsa! da bin ich! sagte er in der Regel beim Knall des ausgezogenen Korks.

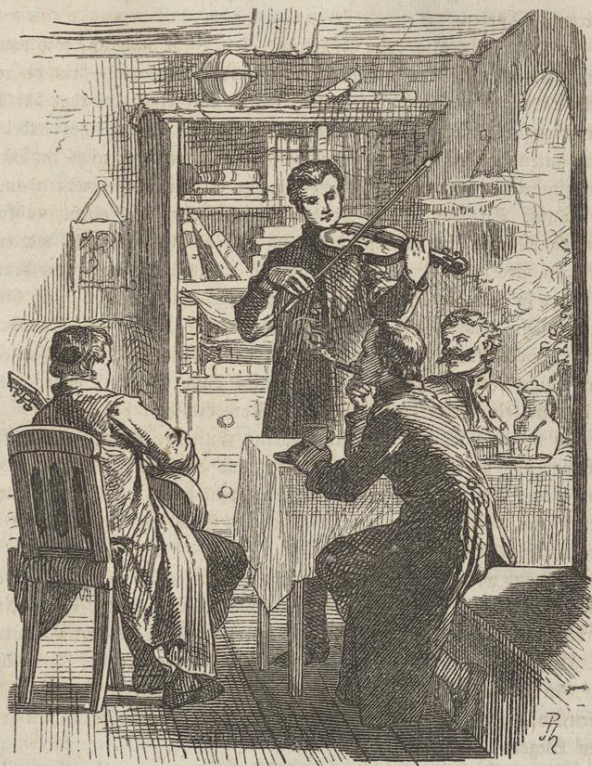
Mit der Zeit fing es an, in der Bewirthing Anderer etwas knapp herzugehen; da er aber als vermögend bekannt war, wehrten die Wirthe überall die baare Bezahlung ab, sie drängten ihm wahrhaft ihren Credit auf.

Ich will nur gleich hinzusetzen, daß er mit dreiunddreißig Jahren gestorben ist, und sein Haupttrost war, daß er Niemand auf der Welt einen Kreuzer schuldig sei und Manchem einen guten Tag gemacht habe. In seinem Nachlasse hat man eine ganze Kiste voll Flaschenstöpsel gefunden.

Ein zweiter Genosse, den ich damals zu Besuch hatte, war mein Better, der Postexpedient Nieseler. Du mußt Dich seiner noch erinnern, es war ein untersehter breitschulteriger Bursch, der manchmal nach Lustnau

mit uns ging. Er trug damals eine rothe Mütze und schlug mit seinem Stöcke immer Quartan und Terzen in die Luft.

Der gute Kerl war ein persönlicher Feind des Staatsexamens, und um diesem grausamen Unholde aus dem Wege zu gehen, begab er sich in's Postfach.



Der Dritte, der bei mir war, das ist ein Mann, dem man's schon zur Studentenzeit anmerkte, daß er's weit in der Welt bringe. Er ist jetzt Coadjutor des Bischofs, und schon im Convicte hatte er bei uns den Namen Kirchenlicht, oder abgekürzt: der Lichtle. Daneben war er aber gar

kein Griesgram, vielmehr ein Lebemann, kein Spaßverderber, und ein Nebner, bei dem alle Tage Pfingsten war. Vielleicht Erinnerst Du Dich seiner noch. Als Du mich damals auf der Krankenstube besuchtest, saß er bei mir; er wachte gern bei den Kranken, theils aus Gutherzigkeit, theils auch, um gegen die gewöhnliche Hausordnung Nächte hindurch subiren zu dürfen.

So saßen wir also beim Frühstück. Der Vicar und ich, wir rauchen nicht, aber der Lichte — laß mich ihn kurzweg so nennen — rauchte regelmäßig nach dem Kaffee seine Cigarre, täglich nur eine; bei ihm hat Alles seine strenge Ordnung. Der Better Postexpedient konnte ihm dabei mit einem guten Haufen Unordnung aushelfen, und wenn er nicht im Bureau war, zündete er immer eine frische Cigarre an der ausgerauchten an.

Kannst Du Dir etwas Trübseligeres denken als einen naßkalten Samstag Morgen im Herbst auf dem Dorfe? Es ist nicht wegen der morgigen Predigt allein, obgleich das auch etwas ist, aber da sind draußen die Wege so grundlos, daß man die schön gepuzten Stiefel nicht hinaus tragen mag. Und wohin sollte man eigentlich? Zu einem Amtsbruder in der Nachbarschaft? Da trifft man das Gleiche. An solchem Tage lernt man's recht schätzen, was ein gutes Buch ist, noch besser aber ist — ich bin kein Gelehrter — eine gute Kameradschaft daheim.

Ich nehme nach dem Frühstück meine Guitarre herunter, Du siehst, sie hängt noch dort, freilich ohne Saiten, und das grüne Band wird gelb, damals aber kimperte ich noch gern und pfiß dazu, und jetzt hatte ich einen Vicar, der geigte. Wir musiciren uns Eins vor, und gefällt's nicht Andern, so gefällt's doch uns.

Während wir noch musiciren, bringt der Dorfschütz — hier noch Bettelvogt genannt — der auch zugleich das wohlblöbliche Postamt des Dorfes in sich darstellt, die Zeitung: unsern uralten getreuen Schwäbischen Merkur.

Ihr draußen in der Welt, die Ihr den Küchenherd der Zeitgeschichte heizt, in jeden Topf schaut, selbst kocht und einrührt, Ihr könnt nicht wissen, was die Zeitung einem Pfarrer ist im verregneten Dorf mit grundlosen Wegen.

Da kommen die Potentaten und ihre Excellenzen und vertrauen uns, um unsere Gunst zu gewinnen, ihre weisen Maßregeln an; da singen die Kammertenore und Kammerbässe ihre Stücklein, die da verkünden, wie weit sie's gebracht und noch zu bringen hoffen. Und dann bietet sich die ganze Welt feil: Theater und Pferde, Bücher und Schafweiden, Schlitten

und Kammerzosen, heirathslustige Wittwen und militärfreie Hausknechte; ja solch' eine Zeitung ist eine wahre Arche Noah, da ist Alles drin, was kriecht und fliegt, und ich hab mir einmal ausgedacht, wenn einmal unsere ganze Cultur unterginge, und ein Gelehrter des künftigen vierten Jahrtausends findet eine solche Zeitung und versteht sie zu lesen, er könnte aus einem einzigen Blatte das ganze Fastnachtspiel der großen Welt wieder aufbauen.

Ich will nun meine Zeitung lesen, und natürlich zuerst die Dienstaussagen, da ruft der Vicar Mager: „Ja Herr Pfarrer, wie ist's denn? Wer predigt denn morgen? Ich meine, es wäre an Hochwürden?“

„Nein, es ist an Ihnen.“

Der Streit geht hin und her. „Hopps! da bin ich!“ ruft mein Vicar plötzlich, wie wenn er eine Flasche entfortk hätte; er schlug nun ein treffliches Auskunftsmittel vor. Es wird abgestimmt. Wir schließen natürlich den Lichte aus, der Postexpedient, der Vicar und ich, wir bilden die Rathskammer, und einstimmig, nach geheimer direkter Wahl wird beschlossen: Der Lichte hat morgen das Wort. Er ist, wie gesagt, ein trefflicher Kamerad und läßt sich's gefallen. Er ging sofort in's Gasthaus auf sein Zimmer, um sich einen Text zu suchen und auszulegen.

Wir drei vertheilten nun die Blätter der Zeitung, denn das ist brav von unserem alten Merkur, daß er nicht auf einer einzigen großen Windel erscheint, in die sich ein langer Engländer einwickeln kann; Jeder hat sein Stück, und da lese ich, daß heute die letzte Ziehung der Frankfurter Lotterie ist, die beiden Haupttreffer stecken noch im Rad.

Nun haben wir unserer Vier ein ganzes halbes Loos gespielt. Ich weiß wohl, das Lotteriespiel soll nicht ganz in der Ordnung sein, aber wenn man so nebenaus sitzt in der Welt, man möchte doch auch etwas haben, was plötzlich kommen und sagen kann: Da bin ich und bringe Dir etwas Absonderliches mit. Und unterhaltsam war's auch, wenn wir uns so ausgedacht haben, was wir mit dem vielen Gelde anfangen.

Die vier Theilhaber aber waren: der Vicar, meine Schwester Haushälterin, ich, und der vierte war der Krämer Schick oder auch des faulen Wendels Schick genannt. Den Namen hat er, wie Du schon merkst, sich nicht selbst erworben, sondern geschichtlich ererbt, und zwar von allerhöchstem Ursprung. Das war nämlich so: Der vorlezte regierende Fürst von Hechingen — Du weißt doch noch, daß Hechingen auch einmal ein selbständiges Reich war? — also der regierende Fürst hielt im Herbst seine Treibjagd, bei

welcher die Bauern mit Rasseln und mit Hollaho das Wild zusammenjagen mußten. Als die Jagd vorüber war, wurde den Bauern ein guter Trunk Bier gespendet und Brod und Käse dazu, broben auf dem Schlosse Lindig. Die Bauern lagern sich auf der Wiese und strecken alle Biere von sich. Da kommt der Fürst herab und sagt: „Bleibt nur liegen! Ich weiß, Ihr seid faule Kerle. Ich möchte nur wissen, wer von Euch der Faulste ist? Wenn ich den Faulsten wüßte, der bekäme als Preis einen Kronenthaler von mir.“

Niemand wußte recht zu sagen, wie er sich als den Preiswürdigsten erweisen könnte. Da sagte der Nachbar, der neben Wendel auf der Wiese liegt, zu diesem: „Du, wenn ich den Preis bekomme, steck mir ihn in die Tasche. Ich bin zu faul, daß ich's selber thue.“ „D du!“ entgegnete der Wendel und machte dabei kaum den Mund auf, „o Du! Wie Du nur bei der Hitzmüdigkeit noch so viel sprechen magst?“ Und richtig, der Wendel Schick hat den Kronenthaler bekommen.

Wendel Schick war aber weit mehr Schalk als faul, er hat sein Hauswesen in gutem Stande hinterlassen. Die drei Kinder, zwei Töchter und ein Sohn, erben ein schuldenfreies Häuschen und einige Acker. Der Sohn, der das Tischlerhandwerk erlernt hat, ist weit in der Welt herumgewandert, auf der einen Seite bis Constantinopel, und auf der andern Seite bis Kopenhagen. Als er heimkam, fand er seine beiden Schwestern noch ledig; und nun lebte er fröhlich mit ihnen, richtete einen kleinen Kram ein und hatte für Freunde auch ein gutes Flaschenbier einliegen. Sein Hauptvergnügen war das Stichbrandeln. Du kennst wohl das Kartenspiel zu Bier?

Leider fehlte uns sehr oft der vierte Mann, und wer am Sonntag predigte, konnte den Abend vorher nicht spielen. Schon am Freitag Abend, als der Lichtle angekommen war, hatte ihm darum der Tischler Schick bereits auf der Straße gesagt: „Sie sind doch morgen Abend der Vierte?“ Der Lichtle bejahte, er war der Vierte. Da hast Du's ganz wörtlich, er war kein Spielverderber.

„Heute ist die Ziehung in Frankfurt“, sage ich jetzt zum Vicar.

„O weh! Da treibt eben der Hirt die Schweine vorbei, wir sind wieder durchgefallen“, lachte der Vicar. „Aber halt! Wir sollten uns einen Spaß machen. Wenn wir heute Abend — ich meine, es wird heut' gar nicht Tag, der Abend fängt schon am Morgen an — wenn wir heut' Abend zum Stichbrandeln beim Tischler Schick sind, muß ein Brief angekommen mit der Nachricht, daß wir gewonnen haben. Da sollt Ihr ein-

mal sehen, des faulen Wendels Einziger macht Sprünge von Constantinopel bis Kopenhagen."

Der Postexpedient war sehr gern bei der Hand. Der Vicar gab ihm einen der letzten Briefe des Collecteurs, und der Vetter schrieb mit geschickt nachahmender Handschrift:



Hochgeehrter Herr!

Wir freuen uns, Ihnen mittheilen zu können, daß Ihr Loos Nr. 17377 in heutiger Schlussziehung den Gewinn von einhunderttausend Gulden erhalten hat. Wir bitten um Ihre Ordre, ob Sie

unter Vorlegung des Originalslooses den Betrag nach Abzug der üblichen Procente hier selbst in Empfang nehmen, oder ob wir Ihnen solchen in Baar nach dorten schicken sollen. Fernern Aufträgen uns geneigtest empfehlend u. s. w.

Der Better hatte in der That eine sehr verführerische Geschicklichkeit. Er machte die Adresse und ahmte den Poststempel mit Bleistift sehr gut nach. Dann übernahm er es, beim Bettelvogt-Postmeister nachzusehen, ob kein Brief für ihn da sei, um bei dieser Gelegenheit den nachgeahmten unter die anderen zu schieben.

Wohlgemuth saßen wir am Abend beim Stichbrandeln, da kam der Bettelvogt und sagte: „Herr Vicar, ich bin im Pfarrhaus gewesen, da sagt man mir, Sie seien da; hier ist ein Brief an Sie.“

Der Vicar nahm den Brief mit gleichgiltiger Miene. „Pah! Wieder so ein elendes Scriptum von dem Collecteur. Weiß schon: Bedauern sehr, Frau Fortuna sich unhold bewiesen, hoffen bei nächster Gelegenheit. Hier ein neues Loos . . . Genug.“

Er steckte den Brief in die Tasche, ohne ihn zu öffnen und rief: „Wer ist am Stich? Weiter im Spiel!“

Das Spiel war zu Ende, die Karten wurden neu gemischt, da sagte der Tischler: „Herr Vicar, ich meine doch, wenn's erlaubt wäre, ich hab doch auch Antheil, ich möchte drum bitten, wollen Sie nicht den Brief öffnen? Man kann ja doch nicht wissen.“

„Pah!“ erwiderte der Vicar, „es ist nichts, und ich habe den Grundsaß, ich öffne am Abend keinen Brief; man schläft schlecht drauf. Weiter im Spiel!“

Der Tischler bat dringender, und der Postexpedient unterstützte ihn.

„Nun denn, wenn Ihr wollt“, rief der Vicar, riß den Brief auf und verletzete das Siegel sehr gestiffentlich. Dann hielt er das Papier in der Hand, das zitterte und knitterte.

„Aufgepaßt! da ist was!“ rief der Expedient. „Lesen Sie vor! Nein, lassen Sie mich lesen.“

Der Expedient erhielt den Brief, der Tischler stemmte beide Arme auf den Tisch, schaute mit großen Augen drein, und der Better las. Er stellte sich mit großem Geschick, als ob ihm die Schrift nicht geläufig wäre, und beim Nennen der Nummer hielt er das Papier so nah an's Licht, daß es fast anbrannte. Aber der Tischler hatte Alles gesehen, und jetzt sprang er auf und warf das Kartenspiel, das er in der Hand hatte, an die Wand

und rannte in der Stube umher und jauchzte: „Constantinopel! Kopenhagen! 'naus mit Dir, Du Hobel! Die ganze Welt ist abgehobelt! Schwester Lisbeth! Margreth! kommt herein!“



Die beiden alten Mädchen kamen herein, und er rief wieder, indem er den Hobel faßte und hinein blies: „Huidä! Nichts mehr gehobelt! Lisbeth! Constantinopel! Margreth! Kopenhagen! Fünzigtausend Constantinopel! Ein halbes Loos macht fünfzigtausend. In vier Theile getheilt, macht auf jeden zwölf tausend fünfshundert Kopenhagen! Fünshundert rechne ich ab für Schmirale, für den Schleifstein; bleibt einem Jeden zwölfstausend Constantinopel! tausend Duzend Kopenhagen! Seid nur ruhig, ich mache keine Verschwendung, bin nicht umsonst durch die halbe Welt gereist. Da Lisbeth! Da Margreth! Da habt Ihr meine Hand.

Jetzt will ich Euch sagen, was ich vorhab', und da die Herren sind Zeuge. Ich führe aus, was ich mir vorgefetzt habe. Ich habe mir gelobt, wenn ich gewinne, bleibe ich drei Tage im Bett liegen, damit ich keinen dummen Streich mache. Sollt sehen, ich weiß mich im Zaum zu halten. Und auf sichere Hypothek legen wir unser Geld an, auf Gemeindegypothek, das ist das Beste; eine Gemeinde wird nicht bankrott. Herr Vicar! Herr Pfarrer! Wir lassen das runde baare Geld kommen, ein rundes Fäßchen mit runden Geldrollen drin, hartes Geld, lebendiges Geld. Und ich setz' mir ein Kegelspiel von Geldrollen auf. Zuchhe! Constantinopel! Kopenhagen!"

Die ältere Schwester Lisbeth kam endlich zu Wort und konnte sagen: „Ich hab's gewußt, die Margreth kann mir's bezeugen, wie heut Morgen der Bettelvogt da vorüber gegangen ist, hat gerade der Schaffhirt seine Heerde rechts gegen unser Haus getrieben, und da hab ich gesagt: Margreth, paß auf, hab' ich gesagt, heut kriegen wir einen Glücksbrief, hab' ich gesagt.“

„Neb' nicht davon!“ warf der Tischler ein, „bringt mir nur keinen Aberglauben in's Haus, sonst hat man ja im Glück keine Ruhe, und Ruhe ist jetzt in der Welt, tausend und tausend Meilen weit, von Constantinopel bis Kopenhagen.“

„Er hat Recht“, entgegnete die Schwester Margreth, „die Schweine sind ja auch zuerst vorbei getrieben worden.“

„Ja, nur keinen Aberglauben“, bestätigte der Expedient. Er war der Einzige, der die Redlichkeit hatte, drein zu reden, wir Andern hielten es vor Verlegenheit nicht mehr aus und gingen davon in das Wirthshaus, wo der Lichte abgestiegen war.

Dort hörten wir bald, daß der Tischler im Pfarrhaus sei. Er hatte inzwischen den Sohn meiner Schwester, die an den Lindewirth in Steinen verheirathet ist, mit einem großen Krug in's Wirthshaus geschickt, daß er Wein hole; er wollte im Pfarrhaus auf uns warten, bis wir wieder kämen. Nun war uns die Sache doch nicht geheuer, und der Lichte, der uns über unseren ungehörigen Spaß stark abkanzelte, übernahm es als Unbetheiligter, dem Tischler Aufklärung zu geben. Ich versprach ihm, die Einleitung zu machen.

Als wir dem Wirth Gute Nacht sagten, beglückwünschte dieser den Vicar, indem er hinzusetzte: „Ihnen, Herr Vicar, wird's besonders lieb sein, daß Sie den Treffer . . .“

„Warum mir besonders?“

„Ha! weil der Credit doch auch manchmal ein Eisen verliert, und da ist's gut, wenn frisch beschlagen wird. Ich red' nicht von mir, ich rede nur von Andern, und nehmen Sie es nicht für ungut.“



Der Vicar aber nahm es sehr für ungut, und auf dem ganzen Heimwege murrte er vor sich hin. Es verdroß ihn sehr, daß man schon lange nicht mehr an seinen Reichthum glaubte.

Wir kamen in's Pfarrhaus. Schon auf der Treppe klagte uns meine Schwester, daß wir da eine böse Geschichte eingebrockt hätten. Der Tisch-

ler sei wie närrisch und wolle nicht vom Fleck. Mein Nefse, der bei mir zu Besuch war und wol etwas von unserem Streich gehört, hatte ihm gesagt: „Euer Glücksvogel heißt nicht Habich, aber Hättich, den kriegt man auch nur, wenn man ihm Salz auf den Schwanz streut.“

„O Du“, entgegnete der Tischler, „Du willst Pfarrer werden und bist so ungläubig? Dein Vater wird schon gern „hab ich“ zu dem Vogel sagen. Er kann's brauchen, und ich gön'n's ihm.“

Wir kamen in die Stube. „Herr Pfarrer“, sagte der Tischler, und sein ganzes Gesicht glänzte, „ich habe eine Bitte: lassen Sie mich unsern Glücksvogel, unser Loos sehen.“

Ich öffnete den Schreibtisch und übergab es ihm sammt dem Briefe, in dem es lag.

„Die Nummer ist richtig“, sagte er und hielt den Brief zwischen beiden Händen, wie wenn er ihn liebte. „Ich hab gefürchtet, es fehlt ein Aug daran, und Ein Aug gefehlt, wäre ganz gefehlt, wäre so gut, als wenn man um Tausende gefehlt hätte.“

Ich nehme den Brief nochmals zur Hand und sage: „Seht einmal, mir kommt die Sache nicht geheuer vor. Es müßte schnell gegangen sein, wenn der Brief heute schon mit der gewöhnlichen Post da wäre. Da müßte ja eine Estafette, ein blasender Postillon gekommen sein, und seht einmal, die Schrift ist nicht gleich mit dem früheren und dem jetzigen Briefe. Vergleiche Du einmal“, sagte ich zum Lichte, übergab ihm beide Briefe und ließ ihn nun machen.

„Ich bin verrathen“, rief der Expedient und verließ die Stube, und Lichte erklärte nun dem Tischler, daß der übermüthige Geselle einen tollen Streich gemacht. Er zeigte ganz genau, daß der Poststempel mit Bleistift nachgemacht sei.

Als ich die Mienen des Tischlers sah, bereute ich's tief, daß ich den Spasß zugegeben. Der Tischler ging still davon und nahm beide Briefe sammt dem Loose mit.

Wir nahmen uns vor, den Spasß so weit als möglich wieder gut zu machen. Ja, wer hat aber so etwas in der Hand?

Der kleine Kram, den der Tischler führte, erhielt jeden Sonntag früh seine Zufuhr aus dem großen Laden des Kaufmanns Kori in Hechingen. Kori war ein höchst ehrenhafter, zuverlässiger Charakter, der das Vertrauen der ganzen Umgegend besaß. „Das ist so sicher, wie wenn's der Kori ge-

sagt hätte“, war eine Betheuerung, die überall so viel galt, als wäre sie verbrieft und besiegelt.

Nun wanderte jeden Sonntag Morgen der Schneider Schnurrer aus unserem Dorfe nach Hechingen und holte für den Tischler Schick einige Pfund Zucker, Kaffee, Sichorie, Lichter, Seife, Schwefelbläschen, Essig, Baumöl, kurz was man eben im Kleinverkauf braucht.



An diesem Sonntag in aller Früh kommt der Schneider Schnurrer zu Kori und holt das Uebliche.

„Guten Morgen, Schnurrer, was gibt's Neues in Burlabingen?“

„Nichts, daß ich wüßte, oder doch, ja, das ist ja prächtig! Unser Herr Pfarrer und mit ihm noch drei Andere haben das große Loos in der Frankfurter Lotterie gewonnen.“

„Pst! Pst! Still um Gotteswillen! Saget das nicht so laut und saget das nicht weiter, keinem Menschen. Daß Ihr's mir gesagt habt, schadet nichts; aber wenn Ihr heimkommt, geht zum Pfarrer und be-

richtet ihm meinen Glückwunsch, und er soll sich ja recht in Acht nehmen, die Sache ganz geheim zu halten. Es ist ja in unserem Ländchen verboten, in der Frankfurter Lotterie zu spielen, und wenn's heraus kommt, nimmt der Staat Alles, was sie gewonnen haben, und vielleicht gibt's noch eine Strafe dazu. Vergesst ja nicht dem Pfarrer zu sagen, daß er sich in Acht nehmen soll . . ."

Am Morgen hat der Lichte meisterhaft gepredigt, und — was viel heißen will — seine Predigt hat fast eine halbe Stunde gedauert und war meinen Bauern nicht zu lang. Er weiß aber auch das Herz zu packen, daß man an gar keine Zeit mehr denkt.

Der Tischler war nicht in der Kirche gewesen und seine Schwestern



auch nicht. Wir schickten meinen Nessen zu ihm und hörten, daß er im Bette liegen gelieben, aber er sei nicht krank.

Mir war das räthselhaft. Glaubt er doch noch an den Gewinn und will seine Clausur halten?

Als der Nachmittagsgottesdienst vorüber war, machten wir Männer uns allesammt auf den Weg nach Steinen, um meinen Nessen, der am Montag wieder zur Schule sollte, zu seinen Eltern zu bringen.

Wir sind noch eine gute Strecke von Steinen entfernt, da sehen wir meinen Schwager und meine Schwester uns entgegen kommen. Meine Schwester, eine große, starke

Frau, hebt von Ferne die Hände empor, und schlägt sie in freudiger Bewegung zusammen. Ich sage zu meinem Nessen: „Deine Mutter freut sich recht, daß Du wieder heimkommst.“

Wir kamen bei den Entgegengehenden an, und mein Schwager, meine Schwester wünschen mir Glück. Ich hatte gar nicht Zeit etwas zu erwidern.

„Jetzt, Hochwürden“, sagte mein Schwager Lindenwirth, „jetzt, Hochwürden, müssen Sie mir dazu helfen, das Köpfe in Hechingen zu kaufen; dreitausend Gulden bekomme ich für mein Anwesen und zweitausend geben Sie mir dazu, und dann können wir den Jungen gut in die lateinische Schule schicken, und er soll Geistlicher werden wie Sie.“

Ich entgegnete, daß es ein Irrthum sei, ich hätte nichts gewonnen.

„Vor mir brauchen Sie nichts zu verhehlen, ich werde nicht der Narr sein und es der Regierung verrathen. Ich bin noch heute Morgen beim Kaufmann Kori gewesen, er hat mir ernst eingeschärft, Sie sollen sich ja recht in Acht nehmen; aber bei mir sind Sie sicher.“

Was nützen alle meine Beteuerungen? Der Kaufmann Kori hat's gesagt, und der hat noch nie in seinem Leben eine Unwahrheit gesagt.

Als wir in der Linde ankamen, nahm mich meine Schwester in die Nebenstube und weinte vor Glückseligkeit, daß ich der ganzen Familie nicht nur ein Glück für die Ewigkeit sei, sondern auch für die Zeitlichkeit. Sie ließ mich gar nicht zu Wort kommen und pries die Eltern im Himmel und beklagte, daß sie nicht mehr da seien. Sie gelobte für sie eine Wallfahrt nach Einsiedeln.

Und von da fing's an, daß ich von der Geschichte einen Gewinn machte, aber einen schlimmen; ich that Blicke in die Menschenseele, die gar nicht erquicklich sind. Ich war der Stolz meiner Familie und vor Allem meiner Schwester, der Lindenwirthin, die einen richtigen und guten Verstand hatte. Wie drehte sich aber das jetzt Alles! Sie klagte zuerst, daß ich so mißtrauisch sei, und wollte wissen, womit sie das verdiene, und als ich ihr betheuerte, daß ich ihr nichts Außergewöhnliches beisteuern könnte, da war sie nahe daran, mich hartherzig zu schelten.

Was sollte ich thun? Sollte ich meine Aussage mit einem Eide bekräftigen? Ich war unwillig, daß man mir nicht auf mein Wort glaubte. Da sah ich's nun: mein Leben lang habe ich mit Aufopferung Alles geleistet für meine Angehörigen; jetzt, da ich einmal zu versagen schien, war Alles vergessen und ausgelöscht.

Ich ließ den Wein stehen, der bereits eingesehnt war, und machte mich wieder auf den Heimweg.

Es war kein guter Blick, mit dem Schwager und Schwester mir nach-

Du kennst ja das Wirthshaus in der unteren Stadt am Kreuzweg. Ich kam mit dem Pichtle und dem Vicar dort an. Wir sind die Ersten, die eintreten.

Im Löwent ist auch die Post, und da liegt auf dem großen Tische ein Sack mit tausend Gulden, adressirt an Joseph Mayer. So hieß ein jüdischer Kaufmann in Hechingen. Ein Amtsbruder tritt ein, er gratulirt dem Vicar, und dieser sagt: „Bitte, sprechen Sie nicht weiter davon. Sehen Sie, das sind die ersten tausend Gulden, die angekommen.“ Er legte die Hand auf die untere Schrift, so daß nur der Name zu lesen war.

Nun kamen sofort viele Amtsbrüder, und die Conferenz begann.

Als die Conferenz beendigt war und wir wohlgenuth bei Tische saßen, merkte ich, daß der erste Amtsbruder so sehr Verschwiegenheit gehalten, daß sämtliche Diöcesangenossen mich bestürmen, ich müsse einen Satz geben. Ich erkläre nun, allerdings ohne den Expedienten bloß zu stellen, daß Alles nur Scherz und ich nichts gewonnen habe. Indes lasse ich doch vier Maß Wein aufsetzen. Man verlangt Champagner, aber das ist mir doch zu viel.

Und solltest Du es glauben? ich habe durch den übermüthigen Scherz eine sehr demüthigende Erfahrung gemacht: Ich sehe, die Menschen halten viel mehr auf mich, weil ich reich bin. Mein persönlicher Werth, auf den ich mir manchmal im Stillen etwas einbilden wollte, bekam ein neues Gewicht, ja wurde weit überwogen von der Vorstellung der Menschen, daß ich reich sei.

Das habe ich an jenem Tage und später noch weit mehr erfahren. Daß ein Mann von Reichthum so eifrig in seinem Berufe, das galt für besonders ehrenvoll, und Alles, was ich sagte und that, hatte noch ein besonderes Gewicht. Daneben mußte ich natürlich auch manchmal hören, daß ich sehr karg und knauserig sei. Das Glend, das rings um mich her war, bebrängte mich nun täglich und stündlich. Ich spendete größere Gaben, ich legte mir manche Entbehrungen auf, aber alle milden Gaben wurden sehr gering angesehen.

Bald kam eine neue Drehung, die mich wie im Wirbel umhertrieb. Ich hatte mit dem Schicksal gespielt, und nun hat das Schicksal mit mir gespielt.

Am Dienstag früh erhielt der Vicar eine ganze Heerde Briefe, wie das der Bettelvoigt nannte. Von allen Seiten her kamen Zuschriften, die dem Vicar Glück wünschten, und darin lagen Rechnungen. Anfangs

wollte er sich darüber lustig machen, daß er bei so vielen Menschen so gut angeschrieben sei, aber bald verdroß es ihn doch sehr, wie er sah, daß er keinen Credit mehr habe, und das, was er noch besaß, reichte kaum hin, um die vielen leichtsinnigen Schulden zu bezahlen.

Vom Tischler hörten wir gar nichts mehr; mir war die Sache nicht



recht geheuer; warum liegt er denn jetzt noch im Bett, da er nicht in der Gefahr ist, mit seinem Gewinnst einen dummen Streich zu machen? Ich drang darauf, daß ich ihn sprechen müsse, und nun zeigte sich, daß er gar nicht im Bett gelegen. Die Schwestern sagten mir, er sei verreist; wohin? Sie behaupteten, es nicht zu wissen.

Es war am Donnerstag früh, der Lichtle kam eben und wollte Abschied nehmen, da kam der Tischler zu mir in's Haus und sagte mit fröhlicher Stimme: „Tausendmal guten Morgen, Herr Pfarrer.“

„Was ist? Wo seid Ihr gewesen?“

„In Frankfurt. Ich hab das Geld selber geholt.“

„Das Geld? Was für ein Geld?“

„Unser Geld.“

„Unser Geld? Wie viel denn?“

Der Tischler machte eine lange Pause, dann sagte er: „Nathen Sie einmal.“

Jetzt war Ich daran, von ihm geschraubt zu werden, und er stellte endlich drei Rollen vor mich auf den Tisch, jede zu tausend Gulden und sagte: „So, da sind Ihre drei Theile, das Meinige habe ich daheim.“

Er berichtete nun, daß er auch mit dem Bettelvogt umzugehen wisse; er habe ihm den Brief an den Vicar, der richtig am Montag angekommen war, weggenommen und sei damit gerades Wegs nach Frankfurt gewan-

bett. Drei
Gulden

Sollte
er doch ni
Nacht liegt
weit mehr.
herausstufen
kommen la
einem Gem
dann die S
schickte, wer
Es hat
dann geha
Gulden gab
gamen Gen

bert. Drei Gulden bekäme er noch von jedem Gewinn heraus, denn zwölf Gulden Unkosten habe er gehabt.



Solltest Du es glauben? Aber es ist so, mir erschien der Gewinn, der doch nicht unbedeutend war, viel zu gering, und solch eine teuflische Macht liegt im Gelde, daß ich sofort dem Tischler mißtraute; es ist gewiß weit mehr, was wir gewonnen haben, aber wie soll ich jetzt die Wahrheit herausbekommen? Ich kann mir freilich die gedruckte amtliche Gewinnliste kommen lassen, aber mir schauderte schon vor dem Rechtsstreite mit einem Gemeindeangehörigen, und er ließ sich eigentlich nicht verfolgen, denn die Sache darf ja nicht ruckbar werden. O, es ist eine böse Geschichte, wenn sich der Geldsack an die Seele hängt!

Es hat sich thatsächlich erwiesen, daß der Tischler als grundehrlicher Mann gehandelt. Als ich meiner Schwester in Steinen mehrere hundert Gulden gab, bedankte sie sich kaum, und als ich nach und nach meinen ganzen Gewinnst und den meiner lebigen Schwester an Verwandte und

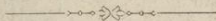
Arme verzettelt hatte, wollte man immer Reichlicheres von mir haben, und ich verwünschte diese ganze Geschichte mehr als tausendmal.

Der Vicar war am übelsten dran; er konnte geraume Zeit den Aerger nicht verwinden, daß er eigentlich keinen Credit hatte, und oftmals sagte er: „Niemand könnte besser als ich darüber predigen, wie es in der Ewigkeit sein muß, wenn man für vergessene Genüsse die Rechnungen zu bezahlen hat. Das ist wie alte Wirthshausschulden.“

Bald aber ward er wieder der lustige Kamerad von ehedem und ist lustig gestorben. Noch eine Stunde vor seinem Tode ahmte er das Ausziehen des Pflöpfens nach. Ich habe seitdem keinen Vicar mehr bekommen, denn es findet sich keiner mehr, der noch eigen Geld aufwenden kann.

Ich aber gelte bis auf den heutigen Tag für reich, und was ich thue und sage, hat weit mehr Nachdruck. Das sind die Zinsen meines verslo- genen Kapitals

So erzählte der Pfarrer, und am Abend machten wir einen Besuch bei dem Tischler und stichbrandelten mit ihm, der Schullehrer war der vierte Mann. In der Stube des Tischlers hängen schön eingerahmt drei Städtebilder, rechts Constantinopel, links Kopenhagen und in der Mitte Frankfurt am Main.



Die
Aufgabe.
werfen,
dem Grad
Als i
und Leute
der Staat
Sache, K
Mistraue
Nach
denken an
siehe da,
gemein.
Den
Das wird
man auch
gelogen. B
beginnt m
Wie
Deine Sa
hien es
nur dante
per franjö
und Baboe

Die soziale Frage.

Aus der Erfindung der Buchdruckerkunst ist die Freiheit des Glaubens hervorgegangen, wie aus der Erfindung der Dampfkraft die bürgerliche Freiheit hervorgehen muß.

Jakob Grimm.

I.

Die soziale Frage ist gar keine Frage mehr. Sie ist bereits eine Aufgabe. — Nicht das Wollen noch das Sollen ist dem Zweifel unterworfen, sondern nur das Können. Und auch das Können nur noch dem Grabe, dem Maaß, der Zeit nach.

Als in der Welt Etwas auftauchte, das sich Sozialismus nannte, und Leute auftraten, die sich als Sozialisten zu erkennen gaben, da gerieth der Staat in Schrecken. Denn die Sache war unbekannt und ihre, der Sache, Freunde schrieen gewaltig. Zweifacher Grund zu Furcht und Mißtrauen.

Nachdem aber der erste Schreck vorüber und das allgemeine Nachdenken an dessen Stelle getreten war, da besann sich der Staat, und siehe da, er entdeckte: daß er selber der größte Sozialist sei, der je da gewesen.

Den Grund zu dieser Entdeckung hat das Jahr Achtundvierzig gelegt. Das wird eines seiner großen Verdienste bleiben. Diesem Jahre wird man auch einmal gerecht werden, wenn es erst lange genug im Grabe gelegen. Alles, was heute vorgeht, und noch lange hinaus vorgehen wird, beginnt mit dem jetzt viel gescholtenen Jahre.

Wie damals die Sozialisten aufstanden und zum Staate sprachen: Deine Sache ist es, daß die Deinigen ernährt und erhalten werden, schien es, als sagten sie etwas Neues und Unerhörtes. Man wollte sich nur dunkel erinnern, von dergleichen Zumuthungen im alten Rom und zur französischen Schreckenszeit gehört zu haben, und Gestalten wie Gracchus und Baboeuf stiegen aus ihren Gräbern auf und begegneten dem seligen

Bassermann auf den Straßen, in blauen Kitteln und Hekerhüten. Da knöpfte der Mann den Rock zu bis obenhin und sprach finster: „Mein Grundsatz ist: ich gebe Nichts.“ Denn solchermaßen sprechen die Leute immer, wenn sie weiter keinen Grund für ihren Satz haben.

Damit war aber die Sache nicht abgethan. Weil die Revolution des Jahres Achtundvierzig ihnen geantwortet, ihr Grundsatz sei, nichts zu geben, so rächten sich die Gestalten an der Revolution und richteten sie zu Grunde. Und sie überlebten die Revolution. Die Reaction war eingezogen, und Todesstille ruhte auf den Ländern; aber die Gestalten, welche der gute Bassermann gesehen hatte, standen noch immer da und warfen denselben traurigen und verzweifelten Blick wie früher auf die menschliche Gesellschaft. Da faßte diese sich ein Herz und sah jenen schärfer in's Auge. Sie schaute näher und näher zu. Und was gewahrte sie schließlich? — Der Gegenstand ihres Schreckens war kein Gespenst, kein böser Feind: es war — sie selbst! Die Gesellschaft in eigener Person! Sie hatte sich selbst gesehen in ihrer Unvollkommenheit, ihrer Inconsequenz!

Und sie sah, daß sie nackt war.

Und wieder einmal verließ sie das täuschende Paradies eines erlogenen Glückes, und wieder einmal erscholl das große, das wahre Wort: Arbeit. —

Arbeit ist seitdem von Neuem und in tieferem Sinne die Lösung des gemeinsamen Lebens geworden.

II.

Wie kann der Staat so thöricht sein und sagen: „Ich gebe Nichts!“ Er, der beständig die Hand in der Tasche hat? Er, der zum Einzelnen sagt: „Gib mir Dein Blut, denn ich bin in Gefahr“, der sollte ein andermal ihm sagen: „Stirb nur Hungers, denn ich kenne Dich nicht“? Er, der dem unmnübigem Kinde das Lesebuch aufzwingt, der sollte nicht dem Vater beistehen wollen, ein Stück Brod zu suchen? Und es gäbe ein Prinzip, das ihm so Etwas verböte?

Der Staat, der Schulen baut und Brücken und Wege und Spitäler und sogar Kirchen, in welchen die Seelen auf ihre des Leibes ledige Zukunft vorbereitet werden, derselbige Staat, dem sollte nicht auf die Lippen kommen dürfen, zu beten im Namen aller der Seinen:

Unser täglich Brod gib uns heute?

Thorheit, Unsinn, Widerspruch! Geburtshäuser errichtet er und Todtenhäuser; dem Kind, das aus der Mutter Leib kommt, streckt er die Arme entgegen, und den Gestorbenen befehlt er sich, ob er auch wirklich todt sei; — des Lebendigen aber sollte er spotten? Er kostet unsere Arznei, ob sie nicht durch Alter verborben, und unsere Kartoffel, ob sie nicht vorzeitig ausgegraben sei; er schreibt uns ein, er schreibt uns um, er schreibt uns aus: — und nur wenn wir unsere Hände nach Arbeit ausstrecken um des geheiligten täglichen Brodes willen, da wollte er uns nicht kennen?

Thorheit, er muß wollen!

Am deutlichsten wird die Sache, wenn wir sie folgendermaßen uns vorstellen: Gesezt, der Staat kenne die Mittel, aller Arbeits- und Brodlosigkeit ein Ende zu machen, und er sagte: ich will nicht helfen, denn es ist gegen die Staatsgrundsätze. Das wäre denn doch kein Staat mehr, sondern ein Ungeheuer.

Also ist auch die soziale Frage nicht: Will oder soll der Staat sich der Ernährungsfrage widmen, sondern: Kann er?

Was aber kann der Staat? Der da behauptete, er kann Alles, der würde ihn über das Menschliche erheben. Der aber behauptete, er kann nicht mehr, als er bis jezt gekonnt, der würde ihn unter das Menschliche hinabbrücken. Denn menschlich sein, heißt vorwärts streben. Die soziale Aufgabe wird nie mehr zum Stillstand kommen, sie wird rastlos fort und fortschreiten, sie wird immer mehr die erste des Staates werden, einstmals wird sie die einzige sein. Und wer wollte heute sagen: Das kann geleistet werden, Jenes aber nicht?

Sind wir doch bereits so weit, daß eingeräumt wird: Der Staat kann und soll auf allen Wegen der arbeitslustigen Hand entgegenkommen, nur das Eine soll er nicht, nämlich gradezu in die Tasche greifen und dem Entbehrenden die Geldmittel zur Arbeit und zum Erwerb liefern. Das ist ja, was z. B. die Schule Lassalle's von der gemeingültigen Auffassung absondert. Und auch das ist doch im Grunde keine Prinzipfrage, sondern nur eine Frage der Anwendung und Nützlichkeit. Denn gesezt, es wäre bewiesen, daß in einem Staate von zwanzig Millionen Seelen, als welche z. B. Preußen vor seiner Vergrößerung umfaßte, mit jährlich zwanzig Millionen Thalern Arbeitslosigkeit und Elend zu bestiegen seien: müßte sie ein Staat nicht finden, der vierzig Millionen jährlich für Soldaten fand? Und wie erst, wenn es gelänge, den Staat und die Welt so

weit zur Vernunft zu bringen, daß statt vierzig Millionen höchstens zwanzig für Soldaten gebraucht würden und die andern zwanzig mithin sogleich bereit wären? Und wenn wir dann so rechneten: Auf zwanzig Millionen Seelen kommen doch höchstens ein Fünftheil ganz Mittellofer, d. h. vier Millionen, gleichbedeutend mit einer Million Familien; macht auf die Familie im Jahr zwanzig Thaler, d. h. ein Kapital von mindestens vierhundert Thalern? Sollte es von vornherein ein so hoffnungsloses Experiment sein, wenn Einer Rath wüßte, jeder mittellosen Familie in Preußen ein für allemal vierhundert Thaler zu verschaffen? Gewiß, es käme dann nur darauf an, ein so großartiges und wichtiges Experiment nicht ohne Umsicht und Prüfung, nicht ohne die weisesten und wirksamsten Veranstaltungen in die Welt zu setzen. Denn sonst würde das Mittel des Heils zum eigenen Unheil ausschlagen, und das Mißlingen würde für Freund und Feind auf ganze Zeitalter hinaus zum Beweis dienen, daß die soziale Aufgabe unlösbar sei. Dies war das Schicksal und die Folge der Pariser Nationalwerkstätten des Jahres 1848.

III.

Wollen wir mit alldem sagen, unsere Nation solle oder werde Etwas wie die Lösung der sozialen Aufgabe unmittelbar in die Hand nehmen? Unsere Nation, deren Gesamtheit noch nicht in der losesten Form vereinigt, deren unvollkommen vereinigte Bestandtheile in der Gestalt des norddeutschen Parlaments kaum die rohesten Anfänge zur Bildung eines Organs für ihr eigenes Erkennen und Wollen besitzen? — Das wäre baare Narrheit. Zuvörderst, wer zu viel auf einmal anpacken will, verzichtet gar Nichts. Das Parlament wird seine liebe Noth haben, auf die Füße zu kommen, Boden zu gewinnen, sich selbst zu erkennen und sich Andern kenntlich zu machen; es wird von Glück reden dürfen, wenn ihm gelingen sollte, die wichtigsten Vorarbeiten seiner künftigen Wirksamkeit zu bewältigen.

Aber wie hängt also schon dormalen die soziale Frage mit den ersten Regungen deutscher Wiedergeburt zusammen? Einfach so: Ueberall da, wo ein Volk die Hebung und Erweiterung seiner staatlichen Thätigkeit in die Hand nimmt, stellt sich auch sofort mit Recht die Erwähnung der sozialen Aufgabe unabweisbar ein. Wo immer die Erfüllung der höchsten Staatszwecke zur Sprache komme, da werden sich jedesmal die Stimmen Deurer laut vernehmen lassen, welche gewaltig auf Beantwortung der von

ihnen aufgeworfenen sozialen Frage drängen. Wer könnte weigern ihnen Gehör zu schenken? Der Versuch, sie, wie man sich dermalen ausdrückt, todt zu schweigen, wäre, wenn überhaupt denkbar, eitel, ungerecht und gefährlich. Ein hungriger Magen hat keine Ohren (*ventre affamé n'a pas d'oreilles*). Wie nun gar, wenn der hungrige Magen hören wollte, der satte Bauch aber wäre zu faul zum Antworten?

Redestehen heißt es also, und um so mehr, als es mit bestem Gewissen geschehen kann. Nur beherzt der Frage in's Auge geschaut, und leicht ergibt sich die richtige Antwort.

Zweifacher Art ist die soziale Frage, je nachdem wir ihr letztes Verlangen oder ihren ersten Ausgangspunkt in Betracht ziehen. Ihrem letzten Verlangen nach ist die Frage eine offene, ihrer ersten Anbahnung nach eine politische. Offener Art ist die Frage in ihrer äußersten Tragweite, weil an der Schwelle ihres Eintritts in das Bewußtsein der gebildeten Welt kein Mensch im Stande ist voraus zu bestimmen, bis zu welchem Grade fortschreitende Erfahrungen und Anstrengungen ihr tatsächliche Genugthuung zu bereiten im Stande sein werden. Kaum daß nach dem ersten ungestümen Erwachen sie Zeit gefunden, Um- und Einblick in das Leben zu werfen. Vermessen wäre Der, welche von heute aus ihr zuzurufen wollte: Bis hierher und nicht weiter! Politischer Art aber ist ihr Weg, weil er nur zu ihren Zielen hinanführt durch die hohe und weite Pforte der Freiheit. Wer immer sich in die Lösung der sozialen Frage eindringt, ohne dem Lebensprinzip der politischen Freiheit zu huldigen, dessen Werk ist trügerisch, dessen Absicht ist meisthin, zu herrschen durch Theilung Derer, die in Wahrheit zu einem gemeinsamen Interesse mit einander verbunden sind. Die Buhlschaft, die so oft versuchte, zwischen schrankenloser Gewalt von oben und dem Lebensdrang der Entbehrenden von unten, streitet gegen Vernunft und Natur, verstoßt gegen alle Voraussetzungen einer dauerhaften Entwicklung. Niemals hat sie die Menschheit vorwärts gebracht, überall folgte ihr rascher und trostloser Verfall auf der Ferse. Die Arbeit, welche in den Schoß der Despotie flüchtet, ist vergänglich; jener armen Seele der Fabel, welche in der verzweiflungsvollen Angebuld einer bösen Stunde sich dem Teufel übergibt.

Vor Allem zunächst: wer, vermöge seiner Stellung und Neigung, seines Systems und Vortheils, an die Macht des stehenden Heeres gebunden ist, der kann unmöglich in ehrlicher Freundschaft mit der sozialen Aufgabe leben; mag er noch so schlau seine Rolle in dem widernatürlichen, künstlich an-

gefachten, sogenannten Kampfe der Klassen sich ausgedacht haben. Die erste Bedingung, damit dem Staate gelingen könne, sich mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele der sozialen Aufgabe zu widmen, ist zu erfüllen mittelst seiner Befreiung aus den Fesseln der Barbarei. Barbarei aber ist und bleibt das Institut des stehenden Heeres, Barbarei die Anschauung von der Nothwendigkeit der Völkerkämpfe. Barbarei nicht blos um des wilden und thörichten Grundgedankens, sondern auch um der markverzehrenden Wirkung wegen, so sie auf den Bestand der bürgerlichen Gesellschaft ausübt. Der erste Ueberschuß an Kraft und Stoff, dessen der Staat zur Lösung der sozialen Aufgabe bedarf, muß erübrigt werden aus dem Sturz des Ungeheuers, welches unter dem Namen des Kriegsbudgets die Länder aussaugt, die Hand des Einen zu Unfruchtbarkeit versucht, die Hand des Andern in ewiger Besorgniß lähmt. Nur wenn dieser Bann gebrochen, wird das Gemeinwesen frei und furchtlos der sozialen Aufgabe in's Angesicht schauen können. Auf der Fronte unseres Staatsgebäudes prangt noch immer, stolzer als je, das Sinnbild der Völkerfeindschaft und der Schlachtenherlichkeit. Ja Dank einer abscheulichen Erfindung ist die deutsche Sprache erst im letzten Jahrzehnt mit dem geschmacklosen und herausfordernden Ausdruck des „Kriegsherrn“ bedacht worden, gleich als sei es noch nicht eine genugsam anerkannte, entehrende Wahrheit, daß der Staat vor Allem heute eine Anstalt des Krieges ist; daß in dieser Eigenthümlichkeit die Bedeutung des Staatsoberhauptes gipfelt; und daß dem Kriegsherrn nicht Bürger, sondern Kriegsknechte gehorchen. Erst wenn in der eingebildeten Nothwendigkeit der Völkerfeindschaft eine rohe Ueberflüssigkeit wird erkannt sein, dann wird die so lange für überflüssig gehaltene Nothwendigkeit, den wahren Feind, Armuth und Unwissenheit, zu überwältigen, in ihrer ganzen Allmacht der Menschheit zum Bewußtsein kommen.

Die Freiheit allein hat von jeher die soziale Frage aufgeworfen, besprochen, verstanden. Wer die Geschichte der Forschung über die Natur und Aufgabe des Staates kennt, der weiß, daß seit dreihundert Jahren die Frage nach der stofflichen Erhaltung und Ernährung nur von einzelnen Denkern der Freiheit in die Frage über den besten Staat ist hineingezogen worden. Wie im Reiche der Theorie, so auch in dem der geschichtlichen Thatfachen, haben nur die Erhebungen der Völker gegen die Gewalt die Fragen der Noth und Arbeit angeregt. Die große französische Revolution mit ihrem berücktigten Maximum für die Preise der Lebens-

bedürfnisse hat in der modernen Welt den ersten lebendigen, wenn auch noch so übereilten und mißlungenen Versuch gemacht. Gleich nach der Julirevolution von 1830 kündigte sich das Problem von Neuem an. Im Jahre 1848 war es bereits so stark geworden, daß die Revolution ihm zu Liebe an Ueberanstrengung den Geist aufgab. Wenn hier und da der Absolutismus und seine Gefellen sich den Anschein geben, als wollten sie die Frage in die Hand nehmen, so ist das blos Spiegelfechtere. Erst als die Vorrechte des Adels, der Geistlichkeit, der Zünfte gebrochen, als die Wege des freien Denkens gebahnt waren, erst da erschien die soziale Frage auf dem Plan. Nicht die Könige und die Ritter haben sie in die Welt eingeführt, sondern die Demokratie. Nur wer das Recht der unbedingtesten Denk-, Rede- und Vereinigungsfreiheit auf seiner Fahne stehen hat, nur der darf es wagen auszusprechen: er widme sich der sozialen Frage. Denn wie könnte Einer die größte, schwierigste Aufgabe von der Welt lösen wollen, der nicht alle Schleusen aller Geisteskräfte aufs furchtloseste zu öffnen bereit wäre? Nichts Eitleres kann gedacht werden, als der Versuch gewisser Sozialisten, die Staatsverfassung wie etwas Gleichgültiges hinzustellen.

Ein unfreier Staat ist ein Staat, der blind und taub ist, dem alle Sinne des Erkennens und damit alle Instrumente des Wollens fehlen — und ein solcher Staat sollte mit der Ausführung des letzten Problems menschlicher Bervollkommnung betraut werden?

Die soziale Frage ist eine Frage der Freiheit, eine Frage der Demokratie. Und darum ist sie auch jeglichen Parlamentes und jegliches Parlament ist ihrer. Denn nur wenn ein Parlament der Freiheit erworben, wird es auch dem Leben erworben sein. Und gelingt es ihm, seinen Platz im Leben d. h. in der Freiheit zu behaupten, so wird es auch einstmals vor die soziale Aufgabe hintreten von Angesicht zu Angesicht.

IV.

Wie aber lösen überhaupt Parlamente die Aufgaben der Völker? Parlamente sind keine Hexenmeister, die in die Welt zaubern, was vor ihnen nicht dagewesen. Aus Nichts wird Nichts. Ein Parlament wird Nichts schaffen, was nicht in seinem Volk empfangen war. Es kann nur Ausdruck, Gestalt, Regel und Weihe geben dem, was bereits im Geist der Zeit und der Nation lebt. Wenn die Zeit und die Nation nicht die Lösung einer Frage gefunden haben, und sie wollen ein Parlament ein-

setzen und ihm zurnen: Find' Du es! so wird das Parlament wieder seinerseits einen Ausschuß einsetzen und diesem zurnen: Find' Du es! Und dieser seinem Berichterstatter — und Alle zusammen, Nation, Parlament, Ausschuß und Berichterstatter werden sich zum Narren halten. Wenn die Zeit gekommen, eine große Wahrheit zur Geltung zu bringen, dann hallt sie laut wieder von allen Dächern. Solcher Wahrheiten, die schreien nach endlicher Erfüllung, gibt es heute in Menge, und froh könnte dasjenige Parlament sein, dem es gelänge, auch nur einen Theil von ihnen in's Leben einzuführen. Sie heißen in Eins zusammengefaßt: Selbstherrschaft der Nation; Ueberwindung des allgegenwärtigen persönlichen Regiments; Unterwerfung der Verwaltung und Rechtspflege unter den Geist und Willen einer aufgeklärten öffentlichen Meinung, die ununterschiedlich zu werden vor Allem erheischt: Herstellung des gesammten Deutschland: Weg mit der Mainlinie!

Nur mit bescheidenster Bedächtigkeit hingegen näherte sich eine Gesetzgebung solchen Angelegenheiten, deren erste Voraussetzungen noch von den tiefsten und gerechtesten Zweifeln hin und hergeworfen werden! Denn die große Mehrzahl der nachdenkenden und aufrichtigen Menschen verharret noch immer in der Ueberzeugung, daß zur Lösung der sozialen Aufgabe die Freiheit nicht bloß etwa unerläßliche Vorbedingung, sondern geradezu einzig ausschließliches Mittel und Werkzeug sei. Sie leben des Glaubens: jeder thätige Mitwirkungsversuch des Staates an der Ernährung des Einzelnen sei vom Uebel.

Und was sie sagen, ist wohl werth, daß es gehört werde. Es ist von der tiefsten, ernstesten Wichtigkeit. Denn es lautet:

Allerdings ginge es nicht gegen das Prinzip des Staates, der sozialen Frage zu helfen, allein es geht gegen das Prinzip der sozialen Frage, sich vom Staate helfen zu lassen.

Ein großes inhaltschweres Wort! Zwanzig Millionen Thaler sind Nichts, aber das Gesetz der menschlichen Freiheit ist eine unantastbare Grundlage menschlichen Glücks. Wären nur zwanzig Millionen Thaler nöthig, um in einem gegebenen Staate dem Hunger von ungefähr beizukommen, die müßte der Staat finden. Aber käme eine Grundwahrheit menschlichen Gedeihens abhanden, so würden Alle, Groß und Klein es mit dem Leben bezahlen. Das ist die wahre Gestalt der Frage, das der edelste und aufrichtigste Kern des Zweifels. Wer möchte ihn mit Grund-

und Lehrsätzen zu lösen übernehmen? Mit dialektischen Formeln, die sich bei einiger Gewandtheit bald auf Ja und bald auf Nein stellen lassen? Das Leben unserer civilisirten Welt ist eine Wissenschaft geworden, aber nur darum, weil die Wissenschaft selbst sich dem Leben unterworfen hat. Beobachten heißt das große Wort, ja sogar Experimentiren, das ist: erfahrend studiren und studirend erfahren.

V.

Wenn jede mittellose Familie in Preußen heute auf's Amt berufen würde, um vierhundert Thaler zu beziehen und damit sich häuslich einzurichten, Rind und Schwein, Holz, Eisen und Leder, Pflug und Saatkorn zu kaufen, — das wäre eine Freude! Und dennoch wem, der die Welt kennt, wäre nicht innerlich bang dabei zu Muthe? „Wie gewonnen, so zerronnen!“ So riefte ihm warnend eine Stimme zu.

Wäre aber ein Mittel denkbar, kraft dessen jeder dürftige Familienvater in Preußen Gelegenheit und Geschick, Lust und Einsicht fände, auch nur mit zehn Thalern anfangend, aus eigener Kraft und eigener Anstrengung sich die Grundlagen einer bürgerlichen Existenz zu erwerben, das würde Jeglicher mit ganz anderm Muth und Trost betrachten. Denn er würde denken: nur aus dem Gefühl eigener Verantwortlichkeit entzündet sich im Menschen die Flamme der Lebenskraft. Von außen Beigebrachtes erlischt wie Strohfener, ohne weiter zu wirken. Und wenn es Viele gibt, die da glauben, es sei gut, daß der Staat die zwanzig Millionen Thaler jährlich austheile, so ist doch unendlich viel größer die Zahl Derer, die da befürchten, das könnte zum schwersten Verderben umschlagen, — es könnte der sozialen Aufgabe den Hals brechen. Ihre Furcht kommt nicht etwa daher, daß sie von allgemeinen Grundsätzen über die Maßen eingenommen wäre. Keine Schulweisheit hält ihren Sinn gefangen. Einzig und allein die Wege des Lebens zu gehen, sind sie bedacht, und diesen folgend finden sie überall dies doppelte Gesetz:

Für das denkende Individuum das Gesetz der Freiheit, für die Natur das der Bewegung, beide innig mit einander verwandt, um nicht zu sagen, beide dasselbe. Das Naturgesetz der Bewegung, angewendet auf das menschliche Dasein, heißt Freiheit. Und darum wollen sie kein gesellschaftliches Gebäude errichten, in welchem die Selbständigkeit und Freiheit des Arbeiters gefährdet wäre. Sie wollen Alles vermeiden, was aus der Gemeinde des freien Zusammenwirkens eine von Staatsklaven betriebene Maschine machen könnte.

Und darum sagen sie: Laßt uns doch zusehen, ob nicht mit der freien Bewegung allein die soziale Aufgabe lösbar sei? — Wer aber sollte sie an diesem Versuch hindern wollen? Welcher Mann der Freiheit oder welcher Freund der Arbeit? Wohl ist es gesagt worden, daß mit der sogenannten freien Concurrrenz allein nicht auszukommen sei, ja daß zum Schuß gegen sie dem Arbeiter beispielsweise die Staatshilfe in Gestalt von Kapitalvorschuß zu Theil werden müsse. Allein selbst die so weit Gehenden behaupten nimmermehr, daß die freie Concurrrenz in sich selbst auch nur auf die entfernteste Weise beschränkt werden solle. Einengung und Ueberwachung finden keine Vertheidiger mehr, außer in den Reihen Derer, welche aus aristokratischen Grundsätzen für Vorrechte und Klassenordnung aller Art mit längst stumpf gewordenen Waffen kämpfen.

Also wenn nicht Alle dahin einverstanden sind, daß zur Lösung der sozialen Aufgabe die Freiheit des Verkehrs genüge, so sind doch Alle dahin einverstanden, daß ohne Freiheit des Verkehrs keine Entwicklung der Gesellschaft denkbar sei.

Oder um die Sache anders zu erklären: Die Berrichtungen, auf denen der Lebensprozeß der menschlichen Gesellschaft beruht, sind zweierlei: Erzeugung von brauchbaren Dingen und Vertheilung der erzeugten Dinge. Bekanntlich liegt der Unterschied zwischen den volkswirtschaftlichen Schulen alten Styls und den sozialistischen der Neuzeit grade in der Art ihres Verhaltens zu jenen beiden Functionen. Die Volkswirtschaft bekennt sich zu dem Satz, daß ihre Lehre vom Wohl der Gesellschaft sich nur um die Erzeugung, nicht aber um die Vertheilung von Gütern zu kümmern habe. Ihre Angelegenheit sei es, die Grundsätze zu erforschen, nach denen innerhalb des großen Ganzen die größtmöglichste Quantität nützlicher Dinge zu Tage gefördert werde: wie vertheilt, das sei vor ihrem Auge gleichgültig. Der Sozialismus hingegen gestattet nicht, an dieser Scheidelinie stehen zu bleiben; er betont die Vertheilung des Erzeugten mit Rücksicht auf das Wohl der Einzelnen als ein ebenmäßig Wichtiges, als Aufgabe der Wissenschaft und Wirtschaft des Staates. Wenn nun der Schlichtung dieses Widerstreites alle Rechte vorbehalten bleiben, so springt doch auch hier wieder die gleiche Nothwendigkeit in die Augen. Wie oben in Sachen der freien Concurrrenz beide zwiespältige Lehren ein Stück des Weges zusammengehen und nur da von einander scheiden mußten, wo die eine zur freien Concurrrenz noch die Staatshilfe als ein Mehreres verlangte, so haben auch hier abermals beide Lehren einen ge-

meinsamen Weg in ihrem Streben nach Erzeugung möglichst vieler Dinge zu wandeln, und nur da auseinander zu gehen, wo über das Erzeugen hinaus von der einen Seite das Vertheilen angerufen, von der andern dasselbige zurückgewiesen wird. Denn wo Nichts ist, verliert der Kaiser sein Recht. Um Etwas zu vertheilen, muß man Etwas haben, um Vielen zu vertheilen, Vieles. So ist auch der strengste Sozialist genöthigt sich mit zu widmen der Arbeit, welche auf Schaffung möglichst vieler nährenden und erhaltenden Güter ausgeht.

Nun weiß aber Jeder, was es heißen will, wenn der Mensch sagt: ich schaffe Etwas. Keine Kraft der Natur, um wie viel weniger irgend ein Mensch ist im Stande, den im All vorhandenen Stoff um ein Atom zu vermehren oder zu vermindern. Wie aus Nichts Nichts wird, so wird auch Etwas nur aus Etwas. Schaffen heißt also nur, aus einem Ding ein anderes machen, aus vielen eines, oder aus einem viele. Des Menschen Kraft, wie die Kraft der Natur, erzeugt keinen Urstoff, beide gestalten ihn nur um, greifen ändernd ein in die Gestalten der Dinge, und zwar dadurch, daß sie Theile von einem zu Theilen vom andern fügen, das ist, sie bewegen die Dinge aus einander und zu einander hin. So ist alles thätige Leben, alles Schaffen, alles Erzeugen nichts Anderes denn Bewegung.

Die Gesetze der Ernährung und Erhaltung des Menschen durch Menschenhand sind also Gesetze der Bewegung; das Gesetz der Bewegung angewendet auf die Forderungen des menschlichen Denkens nennen wir Freiheit, und darum erwartet der Mensch die Lösung der Frage seiner Erhaltung durch die Arbeit seines Geistes und seiner Hände aus der Vereinigung von Freiheit und Bewegung, mit andern Worten: aus der Freiheit des Verkehrs. Und Freiheit des Verkehrs ist nicht blos die Beseitigung aller künstlichen Hindernisse, welche aus frühern Bildungsformen staatlicher Entwicklung zurückgeblieben sind, sondern viel mehr noch die Besiegung aller Hindernisse der Natur. Darin ist die Arbeit der Befreiung des Verkehrs eins mit aller andern Arbeit der Cultur, die sammt und sonders sich die Natur unterwirft, deren widerstrebende Kräfte überwältigt, deren schlummernde weckt und alle dienstbar macht.

Die Arbeit für die Befreiung des Verkehrs ist daher eine Arbeit des Schaffens, des Ernährens und Erhaltens, wie jede andere. Wer der Bewegung zwischen Mensch und Mensch eine Bahn bricht, der hilft erzeugen, gleich dem, welcher sät und pflügt, es ist gar kein Unterschied. Der

Staat aber, der mehr als jemals in unserer Zeit gerade diese Arbeit auf sich genommen hat, greift auf solche Weise unmittelbar schaffend ein in die Thätigkeit des Erwerbs. Dieser Staat ist daher ein Sozialist. Er hilft nicht bloß einzelnen Klassen zur Arbeit, sondern er arbeitet selbst für alle. —

Und warum gerade diese Arbeit dem Staate? Weil, wo Alle Mittel und Wege finden sollen, sich selbst und die Dinge zu rühren, da Alle nur ein einziges Ganze sind. Wer da sagt Verkehr, der sagt Einheit. Wenn der Geist einer Nation nach Einheit verlangt, so verlangt noch viel lauter nach Einheit ihr Leib, d. h. ihres Leibes Nahrung. Nur vom Standpunkt, nur von der Höhe, nur mit der Kraft der Gesamtheit einer Nation kann die Frage ihrer Erhaltung gelöst werden. Die Einheit des Zusammenwirkens kann nur hervorgehen aus der Einheit des Zusammenseins.

VI.

Wisset Ihr, was ein Weg ist? Nein, Ihr wißt es nicht, sonst hättet Ihr nicht seit langen, langen Jahren in kaltblütiger Beschaulichkeit mit angesehen, wie die Beschränktheit und Privolität so vieler Regierungen mit Euern Wegeangelegenheiten ihren hoffärtigen Spott trieb. Ein Weg ist befruchtend wie Regen und Sonnenschein, belehrend wie die Bibel, heilend wie Arznei, erfreuend, tröstend und bildend wie Alles, was nur von Mensch zu Mensch gedacht und empfunden wird. Denn All das gibt der Weg. Wer hat in einem Dorf gelebt, das nur durch einen lehmigen und holperigen Weg zu der nächsten Heerstraße in Verbindung stand und auf einmal durch eine fest und glatt gedämmte Bahn Ausmündung auf die große Pulsader des Landes erlangt, nun gar erst, wenn diese Ader von Schienen und Dampf bestrichen ist? Nur wer das an sich selbst oder mit eigenen Augen an Andern erlebt hat, der weiß, was ein Weg ist und welches sein Segen: wie da der Acker erst trägt, die Kuh erst Milch gibt, die Milch Butter wird, der Boden Eigenthum, der Stein Baumaterial. Denn das Alles hat erst den wahren Sinn, wenn es hinweggebracht oder herbeigeholt, wenn ihm zu- oder abgeführt werden kann, nach Umständen. Je schlechter der Weg, desto theurer ist er, und je theurer und schlechter der Weg, desto schlechter und theurer die Sache. Wenn ihr Kartoffeln kauft und Holz und Kohlen und Steine, so glaubt Ihr, daß Ihr mit Euerm Geld auch Kartoffeln, Holz, Kohlen und Steine bezahlt; es ist aber nicht so. Nicht

die Hälfte oft, manchmal wie bei der Kohle und dem Stein, nicht ein Sechstheil der Waare zahlt Ihr mit Euerm Geld, sondern den Weg, den sie zurücklegen mußte, um in Euere Hände zu gelangen. Und so ist es wörtlich wahr, daß Ihr Euch nährt mit Weg, erwärmt mit Weg und belehrt mit Weg. Weg und Bewegung sind das A und das B der Erhaltung Aller.

Der Weg ist aber nicht bloß die Bahn, die von einem Punkt des Landes zum andern führt. Er ist die Gesamtheit der Anstalten, auf denen beruht, daß Jeglicher mit Jeglichem überall gehen und bleiben, überallhin hören und sehen und reden kann. So ist er die Möglichkeit, frei zu reisen, ohne Paß und ohne Zoll, und sich aufzuhalten und niederzulassen ohne Frage nach Polizei und Zunft und Bannrecht und Meisterattest und Leumundszeugniß. Er ist sogar das Recht, zu heirathen und Kinder in die Welt zu setzen, das den Armen in vielen deutschen Ländern auf die bunteste Weise beschränkt wird. Vor Allem ist er das praktische Recht auf Arbeit, die Freiheit überall das zu treiben, was dem Einzelnen am besten lohnt. Und daran reiht sich in endloser Kette Alles, was unentbehrlich ist, damit der Segen des Weges sich in seiner ganzen Kraft entfalte: Die Eisenschiene und der Dampf, die Briefpost, der Telegraph, die Geltung derselben Münze, desselben Maßstabs und Gewichtes, die Freiheit der Stromschiffahrt, der Kanalbau, die Leitung des Wassers, die Verbreitung der Zeitungen, der Druckfachen und Muster, die Seeschiffahrt, die schützende Flotte an fremder Küste, der Handelsvertrag und der diplomatische Schutz im Auslande — im Auslande, das des Deutschen zweites Vaterland ist. Denn wohin wandern nicht deutscher Fleiß und deutsche Tüchtigkeit? Kein Volk der Erde, selbst nicht das der Engländer, ist so unter allen Himmelsstrichen verbreitet: in Japan und China, in beiden Indien und Java, in Südamerika, vom Norden nicht zu reden, in Constantinopel wie in Petersburg, in Paris und in London, sogar in allen Binnen- und Hafenstädten zweiten Rangs, in Havre, in Lyon, in Marseille, in Glasgow, in Liverpool, in Leeds, in Manchester wimmelt es von deutschen Kaufleuten und von deutschen Handwerkern, wie denn auch die furchtlosen Reisenden der Wissenschaft durch Afrika und Asien vor allen aus un'erer Nation hervorgegangen sind. Nicht ohne beträchtlichen Zusammenhang mit allen Plackereien des heimathlichen Staatswesens ist bekanntlich der Zug der großen Auswanderung nach Westen. War es doch unendlich einfacher und leichter, von Münster oder Osnabrück nach Paris, als von westphälisch Münster

Muerbach, Volkstalerder.

nach westphälisch Osnabrück zu ziehen. Und wie viele Deutsche in wilder Ehe mit vier oder fünf Kindern ihre Heimath verlassen, um in England oder Frankreich das zu thun, was ihnen daheim die stupide Oberaufsicht der Väter des Vaterlandes nicht erlaubte, nämlich ein geselliges und sittliches Eheband zu schließen, das kann hier nur beiläufig erwähnt werden, verdient aber einmal in einem besondern Kapitel Besprechung zu finden. Ebenso wer die Geschichte der Herstellung des deutschen Post-, Eisenbahn-, Flußwesens von 1815 bis jetzt schreiben wollte, welchen belehrenden Stoff würde der bringen! Denn wenn auch der durch Preußens Anstrengung zu Stande gekommene Zollverein einen Theil des Skandals beseitigt hat, welchen Grenzsperrn, Schmuggel und die davon unzertrennliche Banditenwirtschaft von drei zu drei Meilen mitten in Deutschland unterhielten, so blieb doch auch nach der Einsetzung des Zollvereins noch genug des Komischen und Traurigen bestehen. Was sagt nicht allein der Name Thurn und Taxis? Ein Postmonopol, abgeleitet von Kaiser Karl V. und auf dem Fuß des 16. Jahrhunderts fortbetrieben; ein Reichsfürst, dem z. B. in Kurhessen der Reisende noch ein Pfsegegeld dafür zahlen mußte, wenn er sich einer andern als der ihm vom Privilegium angebotenen schlechten Postkutsche bedienen wollte! Die Geschichte der nassauischen Eisenbahnen, der hannoverschen und hessischen Telegraphen, der Rhein- und Elbschiffahrt, welche Satiren auf das Jahrhundert! Was es für Mühe und Verhandlungen gekostet, damit der Rhein von Mainz bis Biebrich fließen konnte, ohne an Steinen zu ersticken, oder die Eisenbahn von Homburg bis Frankfurt am Main fahren, ohne von dem Eigensinn einiger Landesherren aus dem Geleise gerissen zu werden, darüber müßte man eine Chronik schreiben. Nicht minder über die Wirkungen der im Schoße des Zollvereins vorgeschriebenen Stimmeneinhelligkeit und über die Quer- und Kreuzzüge, welche der Handelsvertrag mit Italien zu bestehen hatte, bis er die legitimen Bedenken einer jeden Virilstimme besiegte, welcher das gottgesalbte Recht König Ferdinands von Neapel viel enger an's Herz gewachsen war, als das zeitliche Wohlergehen ihrer staubgeborenen Unterthanen.

Seht Ihr, das Alles ist die Geschichte eines Wegs! Die allerfrüheste zwar, eines Wegs, der quer durch's Vaterland, zum Vaterland herein und hinaus führt. Es ist lange, lange nicht Alles. Vom ganzen Genossenschaftswesen haben wir nicht gesprochen. Und doch hat es auf dem Gebiet der freien Bewegung etwas so Besonderes unternommen, daß ihm

die Pforten der Gesetzgebung erst in neuester Zeit ganz eigens mußten aufgeschlossen werden. Viele trauen ihm — mit welchem Recht? das wird die Zukunft erst entscheiden — die Kraft zu, daß es in seinem Schoß ganz allein schon das Geheimniß durchgreifender Umgestaltung in der Wirthschaft der Völker berge. Auch vom Recht z. B. haben wir noch gar nicht gesprochen. Und doch gehört auch das Recht zum Weg, wie die Münze, das Maß und die Sprache. Denn es ist ja das letzte Maß von Mein und Dein. Und was es heißt, ein Recht zu haben über Eine Nation hin, auch diesen Segen kennen die Deutschen nicht. Wer sich einbildet, er besäße ein Recht, weil über einige Quadratmeilen hin ein Duzend Landgerichte und ein halb Duzend Rätthe nach allerhöchsten Erlassen von alten Rauhgrafen und neuen Durchlauchten Urtheile schmieden, der hat von der hohen Architektur menschlicher Gesellschaft eine Vorstellung wie Der, welcher die Hütte eines Kohlenbrenners zum Maß der Baukunst nehmen wollte. Ein Recht, das der leibhaftige Ausdruck des sittlichen und wirthschaftlichen Lebens ist, kann nur aus dem Zusammenwirken der großen Geisteskräfte einer Nation entstehen und sich fortentwickeln. Das Recht ist viel weniger das Gesetzbuch, der Codex, als es die Rechtsprechung ist. Rechtsprechung aber hat nur Sinn und Werth für ein Land, wenn sie überall nach der Richtschnur gemeinsamen Denkens, in Einem Geiste und mit Einem Ansehen vor sich geht, wenn ein oberster, unabhängiger Gerichtshof allen Auslegungen zeitweise die Weihe ertheilt. Recht ist besonders, was ein Jeglicher leicht und klar als Recht erfahren und wissen kann, und das kann er nur da, wo es eins und dasselbe ist für die ganze Nation, da, wo jedes Urtheil von Werth durch die Deffentlichkeit nach allen Seiten hin getragen wird und von der Deffentlichkeit wieder Zustimmung oder Widerspruch erfährt.

Solcher Gestalt ist auch das Recht ein Stück vom Weg; alle Wege aber gehen zusammen in der Einheit der Nation.

Und sagt Einer, es sei ein Geringes um die Herstellung solcher wirthschaftlichen Einigung eines Landes, um Weg und Steg, Handel und Wandel, Münze, Maß und Gewicht und einerlei Recht und Gesetz, so hat er nicht bedacht, was er spreche. Denn wenn er der Sache auf den Grund geht, so muß er begreifen: nur die Nation, welche im Besitz dieser unerläßlichen Vorbedingungen wahrer Existenz sich befindet, ist auch im Besitz ihrer Kraft, ihrer Einsicht und ihres Willens, nur von da ab beginnt sie für ihr eigenes Schicksal verantwortlich zu sein. Von da ab muß sie, wenn anders

ihr Sinn und Herz auf dem rechten Fleck sitzen, indem sie die wirthschaftliche Einigung zu vollenden strebt, auch gleichzeitig die Hand nach allen Hebeln politischer Einheit und Freiheit ausstrecken. Eines aber ist fortan nicht mehr auszutilgen aus dem Programm der Zukunft. Wo immer die Menschen zusammentreten mögen zu gemeinsamem Rathen und Thaten, da wird zu ihren Sinnen aus den tiefsten Schichten der Gesellschaft und den letzten Zwecken des Lebens die Frage heraufbringen: Wie werdet Ihr fertig mit Armuth und Unwissenheit? Und stets wird die richtige Antwort lauten müssen: Vorab durch Vereinigung und Befreiung und dann mit verbundenen Kräften aller Vereinten und Befreiten. Wie die Buchdruckerkunst den Grund gelegt hat zur Entfesselung des Denkens und der Dampf zur Entfesselung des Lebens, so wird nach endlicher Erfüllung beider Aufgaben die menschliche Entwicklung an ihre höchste Aufgabe hinantreten, welche wir die soziale nennen. Das aber ist aller Entwicklung gesunder Weg: gleichzeitig vor Augen zu haben Ausgangs- und Endpunkt; richtig zu würdigen die gegebene Stelle, von der aus weiter zu arbeiten erste Lebensbedingung ist; sodann zu überschauen die ganze unendliche Ausdehnung aufwärts strebender Bahn; schließlich in weiter Ferne, doch stets gegenwärtig, das Ziel. Nur wer keinen der drei Zeitpunkte aus dem Auge läßt, der wandelt ruhig, rüstig und sicher. Mit Anfängen, wie immer so schwach, der Einigung und Befreiung zuzudrängen, hinter den Lösungen aber dieses Problems erst die volle menschliche Aufgabe zu gewahren, niemals über der Größe des letzten Ziels die kleine und notwendige Arbeit des nächsten Tages, niemals über dem Gebot des nächsten Tages das letzte Resultat menschlicher Ideale aus dem Auge zu verlieren, das heißt als Mensch mit Menschen leben und arbeiten, entbehren und genießen. Der Befreiung des Glaubens ist die Befreiung des Bürgerthums gefolgt, ihr erst die ganze Entfaltung der Naturwissenschaft. Wie die letztere aber uns zur Erkenntniß hingeführt hat, daß alle Kraft nur eine und dieselbe ist, die bald als Spannung des Dampfes, bald als Wärme, bald als Electricität erscheint, so ist uns auch vorbehalten, die Einheit aller geistigen Kraft mit sich selbst und mit aller natürlichen zu entdecken. Was den Wahnglauben stürzte, dasselbige stürzte die Bastille; was die Bastille stürzte, dasselbige baute die Eisenbahn. Eines setzt sich ins Andere um, erscheint im Andern und fordert das Andere heraus. So wird aus der Entfesselung des Verkehrs, als welche die mächtigste Befruchtung sämtlicher Kräfte der Natur und des Geistes in sich begreift, auch das Vollmaß

Bürgerlicher Freiheit und aus diesem der letzte Kampf um das wirkfame Bürgerrecht Aller hervorgehen.

Drei Dinge gelten heute noch als die Grundlagen, unabänderliche, ewige des europäischen Staatsrechts: Krieg, Elend, Unwissenheit. Einst werden diese drei Dinge als vermeidlich allgemein erkannt werden, als die geschworenen, rastlosen, lebensgefährlichen Widersacher jeder wachsenden Gesellschaft. Es wird erkannt werden, daß nichts in der Ordnung der Natur, nichts in der Beziehung von Mensch zu Mensch sie zu unüberwindlichen Nothwendigkeiten stempelt. Das Zeichen der dritten Befreiungsepoche wird in dieser Erkenntniß leuchten, in dieser Erkenntniß, die erst in unserer Zeit aus dem Dunkel der Jahrhunderte am äußersten Horizont künftiger Entwicklung heraufdämmert. Ist es ein neuer Tag, der sich von ferne ankündigt, so darf uns nicht wundern, daß seinen ersten Schimmer unheimlich graue, nächtlich blasse Zweifel einhüllen, daß rauhe Morgenwinde ihn begleiten. Es ist noch lange hin bis Mittag, doch auch die Zeit harmlosen Schlafes ist vorüber für immer.

Ludwig Bamberger.

Ein gutes Buch,

das den Blick in die wirkliche Welt öffnet und erhellt und jedem Leser dauernde Freude bereitet, hat den Titel: „Naturwissenschaftliche Volksbücher von A. Bernstein.“ Wohlfeile Gesamt-Ausgabe. Vierte vielfach verbesserte und vermehrte Auflage. (Berlin. Verlag von Franz Duncker. 1867.)

Seit Hebel's Darstellung des Weltgebäudes und anderen kleinen naturgeschichtlichen Aufsätzen des unübertroffenen rheinländischen Hausfreundes, ist nichts in deutscher Sprache erschienen, was klarer, gesunder und anschaulicher die großen Eroberungen der Naturwissenschaft dem schlichten Verstande darlegt, als das oben genannte Buch.



Michel Phönix.

Eine Erzählung.

Von

Herausgeber.

a, ich erinnere mich noch seiner jungen Jahre; freilich alt sah der Michel schon damals aus; ein kleines Männchen mit stoppelichem Bart, ich glaube, wenn er am Sonntag rasirt war, hatte er am Montag schon wieder seinen gehbrigen Wochenbart. Ja, ich erinnere mich noch seines Hochzeitstages, es war keine Musik dabei und sehr wenig Gefolge. Der Michel ging neben seiner Braut einher, sie war groß und stattlich, schön aber nicht, und es sah so aus, als wenn sie ihn nur zur Begleitung mitgenommen hätte, wie wenn man unterwegs zu einem Begegnenden sagt: Komm mit, ich mag nicht so allein gehen. Und neben der Braut ging ihre Mutter, die alt' Babi hat man sie geheißt. Sie hatte ein halbes Häuschen draußen im Hennebühl, in der Gasse noch abseits; der Weg dahin war schmal und von zwei Hecken eingeschlossen.

Der Brautzug bestand nur aus den Brautleuten, der Mutter, dem Dorfschützen und einer Schwester der Babi aus Mhl Dorf mit ihrem Manne. Als sie nun vorüberzogen, den kleinen Hügel hinan nach der Kirche, da schauten die Menschen aus den Fenstern, blieben auf den Gassen stehen und winkten einander und sprachen davon, wie wunderbar es wäre, daß Menschen in solcher Armuth auch noch heirathen. Manche aber gaben dem Michel doch Recht und sagten, es sei immer besser, ein Heimwesen zu haben, als sein Leben lang Knecht bleiben. Alle aber staunten über seinen Muth, daß er es wage, die Rätke zu heirathen und die alt' Babi noch dazu.

Der Michel war beliebt im Dorfe, er war ein guter Tagelöhner, just nicht von den flinksten, aber er machte seine ehrliche Arbeit und war nicht heikel im Essen; er war Tag und Nacht zu haben für alle Dienste, war mit Allem zufrieden und kurz, was man so nennt, eine gute Haut.



Hinter dem Brautzuge drein kamen noch einige alte Weiber in ihrem Sonntagsstaat, mit ihrem Gebetbuche. Sie lassen sich nicht gern irgend eine Feierlichkeit im Dorfe ent schlüpfen, die ihnen Gelegenheit gibt, in die Kirche zu gehen und sich da etwas Orgel spielen zu lassen und auch zu beten; da hat man doch im Tage etwas Besonderes gehabt. Uebermüthige junge Mädchen riefen einander an und ermunterten sich gegenseitig, vom Waschkübel und der Hausarbeit hinweg, trotz des Werkeltagsanzuges sich in die Kirche zu schleichen und vom Empor aus zu sehen, wie der Michel und die Käthe getraut werden. Die Sache ging aber ganz gut von Statten, und als es wiederum läutete und die Vermählten aus der Kirche kamen, da gingen da und dort Männer und Frauen auf sie zu und wünschten ihnen Glück. Die Käthe gab nicht viel drauf und die Babi noch weit weniger. Der Michel aber schmunzelte gar vergnüglich und streichelte sein glattes Kinn. Es ist das einzige Mal, daß ich ihn ohne Wochenbart gesehen habe.

Das Hochzeitsmahl soll sehr bescheiden gewesen sein.

Was thut's? Der Michel war verheirathet und hatte nun einen Hausstand so gut wie Andere.

Am Abend erzählte unser Nachbar, der Schlosser Blank, daß er auf dem Wege nach Ahlbors den Michel getroffen habe, wie er am Morgen seines Hochzeitstages Steine klopfte an der Straße, denn Michel war nicht ganz ohne Amt und Würde, er war Stellvertreter des Wegnechtes, da dieser krank daniederlag.

Lange war von Michel gar keine Rede mehr, man sah ihn manchmal in's Feld fahren, oder heimkehren mit zwei Kühen, die an den Wagen oder Pflug gespannt waren; eine Kuh gehörte ihm, die andere seinem Hausgenossen, dem Korbmacher Heigele. Sie halfen einander gegenseitig aus, das Feld bestellen, und was so der Arbeit mehr ist.

So gingen Jahre vorüber. Da in einer Herbstnacht schrie es durch das Dorf: „Feuer jo! Feuer jo!“ Ihr heutigen Tags könnt gar nicht mehr wissen, wie gräßlich das damals klang, als noch nirgends eine ordnungsmäßige Feuerwehr eingerichtet war. Die Sturmglocke läutete, Fenster wurden aufgerissen, Menschen eilten auf die Straße und fragten: „Wo brennt's?“

„Draußen im Hennebühl bei der alten Babi!“

Die Spritze wurde herausgezogen, wir Kinder eilten auch mit auf den Brandplatz, wir wurden fortgejagt, kamen aber bald wieder.

Unvergeßlich ist mir der Anblick, wie abseits unter dem Kirschbaum, vom Feuer beschienen, die alte Babi stand mit aufgelbtem Haar, sie hielt ihre schwarze Kape auf dem Arm, und ihre Augen stimmerten und starrten in die lichterloh flamme hinein, und die Augen der Kape stimmerten noch mehr.

„Wo ist der Michel?“ hieß es.

„Er hat die Kuh gerettet und ist dabei durch einen herabfallenden brennenden Balken verletzt worden, die ganze linke Wange soll ihm verbrannt sein!“

Jedermann bedauerte den Michel. Die Spritze ächzte, und der Schlosser Blank, der oben auf der Spritze saß und den Schlauch leitete, schrie sich heiser. Aus den Nachbarhörsfern kamen auch die Spritzen herbei, aber sie kamen zu spät. Das ganze Haus mit Allem, was drin war, war vom Feuer verzehrt.

Die Kuh war in des Kodelbauern Haus gebracht worden. Dort im Stall war großes Gedränge, Alle wollten die Gerettete sehen, als ob man

noch nie eine Kuh gesehen hätte. Die Kuh brummte in sich hinein, als wollte sie sagen: Ihr einfältigen Menschen, was habt Ihr an mir zu sehen? Seht nach dem Michel!



Ja, der war schlimm anzuschauen; man erzählte sich im Dorfe Grausenhaftes, wie er zugerichtet sei; man erzählte aber auch, daß er einen schönen Spaß gemacht habe, denn als ihn der Chirurgus verband, sagte er zu diesem: „Für's Künftige kriegst Du für's Rasiren nur einen halben Kreuzer, denn auf der Seite da wächst kein Bart mehr.“

Und so war's auch, der Michel behielt sein Leben lang eine rothe Brandnarbe, die fast die ganze linke Wange bedeckte.

Nun aber hieß es: wie bauen wir das Haus wieder auf? Denn

wenn man's nicht aufbaut, bekommt man das Geld nicht, mit dem es in der Brandkasse versichert ist. Dazu hatte noch der Michel all seinen Hausrath verloren, für den er nichts bekommt, und der war eigentlich mehr werth als das Haus selbst. Jetzt erfuhr man auch, daß er einen heimlichen Schatz besessen, ganze fünfzig Gulden, die man aber beim Wegräumen des Schuttes nicht fand. Der Michel behauptete, daß sie einer der Wegräumenden gefunden und für sich behalten habe.

Die alte Babi wußte Rath, sie brachte es beim Schultheißenamt und beim Landgerichte dahin, daß Michel einen Brandbrief erhielt. So nannte sie den mit einem großen Amtssiegel versehenen Brief, der den Michel ermächtigte, auf den Bettel zu gehen. Da stand's geschrieben und unterschrieben, daß er ein braver und arbeitsamer Mann sei und das Unglück gehabt habe, abzubrennen, und die Wohlthätigkeit der Menschen wurde angerufen, ihm wieder aufzuhelfen.



Unser Knecht begegnete draußen im Weidewald dem Michel, als er zum ersten Mal mit dem Brandbrief in die Fremde ging. Er zeigte dem Knecht den Brief und sagte: „Da soll ich nun betteln gehen, sie will's haben — Sie, das war nämlich die alt' Babi — und sie sagt, ich wäre der einfältigste Tölpel, wenn ich's nicht dahin bringe, daß wir das Sieben-

fache bekommen, was wir verloren haben. Sieh' Dir diesen Stock an"; sagte er dann zu unserem Knechte, „weißt Du, was das ist?“

„Ja, ein Schlehborn.“

„Nein, ein Bettelstab. Komm, Bettelstab!“ jagte er dann, steckte sein Zeugniß, das sich in einem großen Umschlage befand, wieder ein, drückte mehrmals an die Brust, um sich zu versichern, daß er es noch bei sich habe, und trollte davon.

Der Michel kam lange nicht nach Hause, den ganzen Winter nicht, aber im Dorfe hieß es, er habe Geld geschickt. Die alte Babi hatte Kaffee und Zucker beim Krämer in der Stadt gekauft, sie hatte es heimlich gethan, aber es war doch ruckbar geworden. Und die Käthe trug zu Weihnachten ein schönes neues Kleid. Sie hatten freilich die Kuh verkauft, aber es war doch sicher, daß sie noch heimliche Schätze haben mußten.

Man hatte schon das Heu eingethan, als der Michel wiederkam. Er sah ganz wohlgenährt aus, er kaufte dem Heigele seine Haushälfte ab, und nun wurde zu bauen begonnen. Man kann nicht anders sagen, der Michel arbeitete rechtschaffen mit; er grub und schaufelte und fuhr mit dem Schiebkarren hin und her, aber von dem, was ihm begegnet war, erzählte er nichts. Im Herbst wurde das Häuschen gerichtet, weiter schien es noch nicht zu reichen. Der Michel war wieder verschwunden. Im Amtsbezirk hielt er sich gar nicht auf, er ging immer weiter hinaus, und so kam er im anderen Jahre wieder. Das Haus wurde ausgebaut, neuer Hausrath wurde angeschafft, und man zog ein.

Der Michel, den man sonst immer zu aller Arbeit haben konnte, war jetzt nicht mehr so willig bei der Hand, und kaum waren die Blätter am Kirschbaume vor dem Häuschen gelb, als der Michel wieder verschwunden war.

Jetzt war's klar, der Michel war ein handwerksmäßiger Bettler geworden, und man konnte es ihm auch nicht verübeln, daß er lieber draußen als daheim war, wo er bei Frau und Schwiegermutter nicht viel gute Tage hatte.

Wenn er heim kam, war er äußerst bescheiden, ging viel zur Kirche, arbeitete auch manchmal wieder an der Straße, aber er hielt's nie lange dabei aus, und plötzlich war er wieder verschwunden, Niemand wußte wohin.

Unser Knecht erzählte mir einmal, aber ganz im Geheimen, als ob kein Mensch etwas davon ahnen dürfte: der Michel habe ihm vertraut,

der Schlehbornstock sei wie behext, er habe keine Ruhe im Hause, und wenn er längere Zeit in der Ecke gestanden, da sei es — er könne drauf schwören, daß dies in Wahrheit der Fall sei — da sei es oft geschehen, daß der Stock in der Nacht aufstehe und ihn auf den Kopf und auf die Hände schlage, und dann sei es höchste Zeit, daß er fort gehe, und es sei sicher, daß er immer gute Ernte habe. Unser Knecht fragte den Michel, ob er nie nachgeforscht habe, ob der Stock allein ihn schlage, ob nicht vielleicht die alt' Babi an einem Ende des Stockes hänge. Michel kratzte sich hinter den Ohren und erklärte, daß das nicht möglich sei. Als wenn aber von ganz Anderem die Rede gewesen wäre, setzte er schnell hinzu: im Lande sei es mit dem Bettelbrandeln nichts, da seien die Menschen so karg; aber droben im Babilchen, in der Schweiz, auf den einzechten Höfen seien die Menschen gar gut. Geld schenken sie nicht gern, aber Erbsen, Bohnen, Mehl, Kartoffeln was man nur schleppen könne, und das mache er immer gut zu Geld. Da brauche ich nur meinen Brandbrief mit dem rothen Siegel zu zeigen und zu sagen: Ihr lieben Leute, danket Gott, daß er Euch vor Feuerschaden bewahrt; seht mich an, mir hat's mein Hab und Gut verbrannt, und ich muß betteln, und gebet nun einen Gotteslohn, daß er Euch für ewige Zeit vor Feuer bewahre! — Kaum habe ich das gesagt, da sind sie Dir voll Mitleid, Männer, Weiber und Kinder; aber ich weiß nicht, was es ist, sie haben Alle ein grausames Bangen vor mir, besonders wenn ich da auf die Narbe an meiner Wange zeige, und über Nacht haben sie mich nirgends gern, wenn ich sage, daß ich ein abgebrannter Mensch bin; wo ich über Nacht bleiben will, fordere ich meine Gabe immer erst am anderen Tage.

So lebte nun der Michel viele Jahre. Wenn er heim kam — es war kein wohlfiges Dabeim — hatte er's in den ersten Tagen immer ganz gut; kaum aber war der zweite Sonntag vorüber, gab es keine gute Stunde mehr, dafür aber um so schlechteres Essen, und wenn er klagte, hieß es, er sei an Leckereien gewöhnt.

Darum ging er auch immer wieder gern in die Fremde.

Als die alte Babi starb, vertraute er unserem Knechte, daß er nun sein Bettelleben aufgeben wollte; wenn er sich's recht überlege, so habe ihn eigentlich die alte Babi dazu verhext.

Aber das Sprüchwort muß wahr sein: Wer einmal ein paar Schuhe auf dem Bettelgang zerrissen hat, der hat keine Ruhe mehr.

Kinder hatte der Michel nicht, und so wanderte er wieder fort. Die

Räthe gab ihm eine Strecke Wegs das Geleite, und auf dem Heimweg sammelte sie Futter für ihre Kuh und ihre Ziege.

Manchmal kam der Michel auch den Sommer nicht nach Hause. Man staunte im Dorfe kaum mehr, wenn er wiederkam, die Wanderschaft des Michel erschien als ein guter Nahrungsweig. Ja, es boten sich ihm Manche an, Kameradschaft mit ihm zu machen, aber er nahm Niemand mit.



Es sind wohl jetzt zwanzig Jahre her, da standen Viele aus dem Dorfe vor unserem Hause, der Schlosser Blank stand oben auf der Leiter und nagelte eine kleine viereckige Blechtafel an den Balken unter dem Mittelfenster. Auf der Tafel war in Gold eine zackige Flamme abgebildet, draus schwang sich ein goldener Vogel empor und drunter stand: „Feuerversicherungsgesellschaft Phönix“.

„Was ist denn das? Phönix?“ fragten die Umstehenden.

Der Schulmeister erklärte, daß er Agent der Gesellschaft sei, die diesen Namen führt. Phönix sei nach der Sage der alten Aegypter ein

heiliger Vogel, der viele tausend Jahre lebe, und es lebe immer nur einer; wenn er sterben wolle, so verbrenne er sich in einem Feuer von lauter Myrrhen, und dann käme wieder ein junger Phönix heraus, der wieder viele tausend Jahre lebe. Der Schulmeister schärfte den Bauern sehr eindringlich ein, daß das nur eine Fabel sei, aber man habe es als ein schönes Sinnbild zu der guten Anstalt gewählt, die dafür Sorge, daß der Mensch mit seinem Hab und Gut unbeschädigt aus dem Brandunglück hervorgeht. Und so habe sich die Gesellschaft genannt, weil sie einem Jeden gegen mäßige Versicherung den Schaden ersetze, der ihm durch Brand zugefügt wird. Er knüpfte die Mahnung daran, daß ein Jeder in die Versicherungsgesellschaft eintrete.

„Da kommt unser Phönix“, hieß es plötzlich, und alle Blicke richteten sich nach dem oberen Dorfe, wo eben der Michel von der Wanderschaft heimkehrte.

Auch der Michel blieb bei der Gruppe stehen und fragte, was das sei. „Das bist Du“, hieß es allgemein, „Du bist auch so ein Vogel Phönix. Der Michel heißt Phönix. Willkommen, Phönix! Guten Tag, Phönix! Wie geht Dir's, Phönix?“

Von allen Seiten hagelte es Spott und Wisz — und der Wisz war gar nicht feindlich — auf Michel herab. Niemand bot ihm eine Willkommshand, und jetzt zum ersten Mal sah der Michel, daß er nicht wie ehedem gering angesehen im Dorfe war — er machte keinen weiteren Anspruch — sondern daß man ihn verachtete, und das hatte er doch nicht geglaubt. Er ging weiter durch das Dorf und trug den Stock hoch, als wollte er Jeden, der noch ein Wort gegen ihn wagte, damit züchtigen. Aber es kümmerte sich weiter Niemand um ihn, und so senkte er den Bettelstock wieder zur Erde. Zu Hause sagte ihm die Frau: „Du hast wol schon etwas draußen gegessen? Ich habe nicht gewußt, daß Du heute kommst, ich hab nichts.“

Michel nickte, er hatte freilich Hunger gehabt, aber er war ihm jetzt vergangen.

Als er am anderen Morgen vor sein Haus trat, sah er, wie überall an Thüre, Fensterladen und Balken mit Kreide angeschrieben war: „Phönix“.

Michel war voll Wuth, er nahm seinen Stock und wollte sogleich wieder in die Fremde. Er ging auch davon, aber draußen im Weiherwald an der Hecke, wo er vor Jahren den Stock geschnitten, stand er

unversehens still und lächelte vor sich hin. Dann plötzlich wendete er sich, wie wenn ihn Jemand umgedreht hätte, und ging wieder in's Dorf zurück, geradeswegs zum Schulmeister.

„Sie heißen mich den Phönix“, sagte er zum Lehrer.

„Das ist gerade keine Schande.“

„Sie meinen's aber so, und sie können Recht haben. Jetzt, Herr Lehrer, ich habe fragen wollen, ob ich auch so eine Tafel haben und auch in die Gesellschaft eintreten kann.“

„Warum nicht?“

„Warum nicht? Weil, weil —“ es wurde dem Michel schwer, seinen Grund herauszubringen, er konnte nicht sagen, wie verachtet er sich fühlte; endlich sagte er: „Ich möchte nicht, daß die Gesellschaft in Unehre kommt, wenn ich auch dabei bin.“

Der Lehrer erklärte ihm, daß das nicht der Fall sei; er zeigte ihm eine große Kiste mit den Blechtafeln, und der Michel sagte: „Ja, ja, wer diese alle anheften könnte, der hätte was gethan in der Welt.“

Da die Schulmeisterin in die Stube kam, bat der Michel den Lehrer, mit ihm in ein anderes Zimmer zu gehen; dort sprach er lange, und er muß Gutes gesprochen haben, denn der Lehrer gab ihm das Geleite bis vor das Haus und reichte ihm draußen noch einmal die Hand.

„Ja, ja, sie sollen mich nur Michel Phönix heißen“, sagte er leise zum Lehrer, „das ist gut, das soll eine Ehre werden.“ Er ging durch das Dorf und lächelte immer vor sich hin und lächelte alle Begegnenden an.

Michel war der Zweite im Dorfe, der in die Feuerversicherung eintrat, auch an sein Haus wurde die Tafel angenagelt.

Er blieb nun im Dorfe, und als die Blätter an den Bäumen gelb wurden, fragten ihn die Leute: „Gehst Du denn nicht mehr fort?“

„Ich kann gehen und bleiben, wie ich will“, entgegnete der Michel. Aber viel war er beim Schulmeister, und die Leute sagten, er lerne auf's Neue Lesen und Schreiben.

Seit Jahren hatte Michel keinen Schnee im Dorfe gesehen, aber in diesem Jahre, als der erste Schnee fiel, läutete es wieder von der Kirche, und der Michel ging wieder den Berg hinan, auf dem die Kirche stand, aber Käthe ging nicht mit ihm, sie wurde vorausgetragen und nicht weit von ihrer Mutter begraben. Michel war nun einsam, und er blieb allein in seinem Hause. Die Leute sagten, er werde sich auf sein Alter noch

gute Tage machen und sich, da er wohlhabend war, eine junge Frau holen und sich pflegen lassen. Davon war aber bei ihm kein Gedanke.



Es war kurz vor Neujahr, da stand der Michel in der Küche am Herd. Er schaute sich scheu um, dann nahm er den vergriffenen und vielbelebten Brandbrief aus der Tasche und legte ihn auf das Feuer. Er sah zu, wie das große Sigel zuerst Blasen zog und dann zerschmolz. Mit heftiger Anstrengung faßte er dann den Stock, brach ihn überm Knie entzwei, legte die Stücke auf das Feuer, blies in die Flammen und schrie: „Fort, Bettel! Feuer, bist todt, todt!“ Die Brandnarbe an der linken Wange glühte, aber immer mehr blies der Michel in das Feuer, er stand dabei, bis Brief und Stock zu Asche verbrannt waren.

Es war im vergangenen Jahre, da traf ich in einsamem Wirthshause des oberen Gebirges eine große Versammlung von Landbewohnern. Hinter dem Tische saß ein altes Männchen und hatte Duzende von schimmernden Blechtaseln vor sich ausgelegt. „Ihr lieben Leute“, predigte er, und obgleich man wohl merkte, daß er das schon oft vorgebracht, hatten seine Worte doch einen eigenen bewegten Ton, „Ihr lieben Leute! Es ist eine große Sache in die Welt gekommen, eine schöne, eine gute, eine brave und eine ehrliche; alle guten Worte passen darauf. Das Beste auf der Welt und das Schönste ist das Feuer, aber auch das Schlimmste und das Häßlichste auf der Welt ist das Feuer. Jetzt haben sich die Menschen zusammengethan und sagen: was es Böses thut, wollen wir auslöschten, und wer das nicht hören will, und wer dem nicht nachfolgen will, mit dem soll man kein Mitleiden mehr haben, und man soll ihm keine Gabe geben, wenn er in's Unglück geräth. Warum hat er nicht in guten Tagen vorgesorgt, in ruhigen? O, Ihr lieben Leute! Viele von Euch haben mir

Gutes gethan und kennen mich von ehedem. Und jetzt möchte ich Euch was Gutes thun. Seht mich an, mein Backen ist verbrannt vom Feuer, aber in meiner Seele ist noch mehr verbrannt, ich bin ein Brandbettler geworden. Wenn ich Euch erzählen wollte, wie schwer und wie elend das ist, bis morgen früh wär' ich nicht fertig. Drum, wer das rechte Herz hat und den rechten Verstand, der thut jetzt dazu und tritt mit ein in die Genossenschaft. Da haben die Menschen etwas erfunden, was man sich nicht hätte denken können, das kann grausam schaden, und dagegen muß man helfen. Seht, da stehen die Zündhölzchen. Es ist mir recht, daß Ihr lacht. Ihr wißt, wie schnell das eine Flamme gibt, aber dagegen hat man ein Heilmittel finden müssen, und das ist mein Löschblech, die Feuerversicherung.

Saget nicht, daß dadurch mehr Brandstiftungen kommen; da laßt, da werdet Ihr Alles sehen, nehmt's mit heim, glaubet mir, es thut Euch gut und Euren Kindern; ich bleibe noch mehrere Tage in der Gegend, und morgen gehe ich von Haus zu Haus, und da bringe ich die Täfelchen mit, und wer will, dem nagle ich's gleich fest. Seht! Das sind gute Nägel, die halten brav. Und sie heißen mich den Phönix, und ich bin's gern." Er vertheilte Zettel und Schriften an alle Anwesenden, worauf das Nähere zu lesen war.

So sprach und that das Männchen. Mir war sofort eine Erinnerung aufgetaucht, und die Brandwunde machte ihn ja kenntlich: das ist der Michel Phönix aus meinem Geburtsdorfe. Aber es erschien mir kaum möglich, daß das Männchen so redefertig geworden sei. Ohne von seinem Stuhl aufzustehen, sagte er zu mir herüber, da ich an einem andern Tische saß: „Ich rede nichts gegen andere Gesellschaften, die sind auch gut, und wer da eintritt, thut eben so recht. Sind Sie vielleicht auch ein Agent?" sagte er aufstehend und an meinen Tisch tretend.

Ich verneinte und sagte ihm, daß ich ihn wohl kenne, ich erinnere mich seiner Hochzeit und seines Hausbrandes.

Er war nun ganz glücklich, ein Ortskind in der Fremde zu treffen, und wir saßen wohlgemuth beisammen. Ich mußte mit ihm auf die Gesundheit unseres Knechtes anstoßen, der doch schon lange gestorben war. Und immer auf's Neue sagte er: „Sehen Sie, ich bin jetzt siebenzig Jahre alt, ich habe mein Leben im Elend verbracht. Warum ist das nicht früher eingerichtet worden? Und ich verstehe nicht, warum die Regierungen das Hausfren in dieser Sache nicht erlauben wollen. Ich muß das Gute

hehlings thun und jede Minute gewärtig sein, daß mich ein Landjäger in's Gefängniß führt. Und es ist doch so. Man muß den Leuten in's Haus kommen, denn nach einer guten Sache ausgehen, das thun die Wenigsten."

Er erzählte mir, daß er über tausend Täfelchen angeschlagen, und er hoffe es noch zu zehntausend zu bringen, wenn ihm Gott noch fünf Jahre Leben schenke.

Wir saßen noch lange beisammen und er erzählte mir viel. Als ich am anderen Morgen vor das Wirthshaus trat, stand der Michel oben auf der Leiter und nagelte eine Tafel an's Wirthshaus.



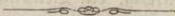
„Guch ist's wohl da oben?“ rief ich hinauf.

„O wie wohl! Das ist meine Leiter, auf der ich in den Himmel hinauf steige und den Menschen das Leben sicher machen helfe. Und ich bekomme jetzt noch was Neues dazu. Die Rinderpest ist eine gute Sache?“

„Die Rinderpest gut?“

„Ich mein' nicht so, ich meine es anders. Nächstens haufire ich auch für die Viehverficherung, und jetzt sind die Menschen eher dazu zu bringen.“...

Der Michel wandert noch durch die Lande, und wohl denen, die ihr Haus erst damit festfugen, daß sie es mit der Tafel schmücken, sei es in dieser, sei es in jener Gesellschaft. □....



Was eine schöne Frau für das Eisenbahn- wesen that.*)

Von

Max Maria von Weber.

Die Straßenkarte eines Landes ist das Spiegelbild seiner Civilisation. Je fester die Netze seiner Canäle, Bahnen und Wege den Boden umstricken, um so freier sind die Menschen, die sich auf ihm bewegen. Die Freiheit des Verkehrs ist der factische Ausdruck für die Freiheit der Geister; wo die Straße sich hinstreckt, gleichviel ob durch die Steppe Rußlands, oder den Urwald Amerika's, da wird „der Freiheit eine Gasse“.

Nach der Schattirung der Landkarte durch die Linien der Verkehrsrouten vermöchte ein thatkräftiger Geist sich den Ort zu wählen, wo gut für ihn zu wirken ist. Aber so untrüglich und unaufhaltsam auch ein Volk die Triangel und Polygone seiner Straßenlinien auf den Feldern seines Schaffens auslegen, so streng dies Krystallisationswerk seiner Entwicklung gemäß fortschreiten mag, immerhin giebt es in diesem wie in jedem andern verschlungenen Proceß Momente, wo die Action zu stocken scheint und wo es aussieht, als habe es von einer Geschickslaune, einer Menschenthorheit, oder einer Herzenswallung abgehangen, ob die ganze ungeheure Action in's Stocken oder in Sturmloch gerathen sollte.

Solche Momente bilden die zierlichen, mit Anekdoten staffirten Schaengerichte der Historie, und wir möchten im Nachstehenden dem Leser solch ein bescheidenes vorsetzen. Wir möchten ihm erzählen, wie es nur des

*) Anmerkung: Die Thatfachen in nachstehendem Aufsätze sind sämtlich historisch. v. W.

verneinenden Fächerschlaßes einer schönen, galanten Frau bedurfte, um den Giganten des Binnenverkehrs von England zum Sprunge über eine Staffel auf seinem Pfade zu treiben, vor der er lange zögernd gestanden hatte und mit dem er erst der Riese wurde, der er eben jetzt ist.

Jenes wunderbare „Itinerarium“ des edeln Imperator Antoninus Pius, das uns noch wunderbarer erhalten wurde, giebt uns ein heitres Bild davon, daß anderthalb Jahrhunderte nach Christi Geburt der bei Dubris gelandete römische Wanderer auf römischen Straßen von dort bis hoch hinauf jenseit Hadrian's Mauern, nach Bremenium, vom Deutschen Meere bei Venta Icenorum bis zum St. Georgscanal nach Segontium ebenen Weges schreiten konnte.

Der Pisten-, Scoten-, Sachsen- und Dänensturm setzte die Pfade vorzeitiger Cultur hinweg. Das finstere Zeitalter der englischen Ritterschaft bedurfte keiner Straße. Je enger und schwieriger der Saumpfad war, auf dem die langen Reihen schwerbeladener Packrosse der bewaffneten Handels-caravane hinklingelten, um so leichter war für den sicherberittenen Normannsbaron der Ueberfall und Raub. Genug, wenn durch Strombett Wald und Dorn ihre Hengste und die Saumrosse den Weg fanden, zwischen dem sich die Tragbetten ihrer Edelfrauen wiegten.

Nichtsdestoweniger erhob der normannische Edle schwere Bölle und Geleitgelder dafür, daß der Handelsmann, der ihm Waffen und Ringhemden, seinem Weibe venetische Stoffe und Muskatnüsse lieferte, sich mühsam den Weg über sein unwirthbares Gebiet suchen und oft das im Schlosse Erworbene drunten im Thal in den Händen der Knechte des Ritters lassen durfte. Ja, die weltlichen Barone wurden darin noch von denen der Kirche fast übertroffen, denen es gelang, Weg und Weggeld über geistliches Gebiet dermaßen zum Schrecken des Krämers zu machen, daß er die Möglichkeit, auf weiten Umwegen von weltlicher Faust beraubt zu werden, der Gewißheit vorzog, auf dem schmalsten Streifen Klosterland für das Durchwaten von Furthen und Ueberklettern grundloser Pfade unerschwingliche Abgaben zahlen zu müssen.

Oft war ein einziger Gewitterregen hinreichend, selbst dem wohlhabendsten Handelsherrn das Erreichen der Sonnenwendmärkte zu London, Yarmouth, Dublin, Cork, Bristol zu vereiteln, auf denen die Venetianer die groben britannischen Wollenschuren, die Barceloner Zinn, die Provençalen und Bordeseesen Häute und Felle gegen ihre prächtigen Seidenstoffe, Del, Weine, Gewürze und glänzenden Waffenstücke umsetzten.

Es war noch im 16. Jahrhundert leichter, 1000 Centner Kohlen von Newcastle nach Bissabon zu versenden, als einen Ballen Tuch von Norwich nach London zu bringen, und bis zu Anfang desselben Jahrhunderts, wo die Kohlengruben an den Küsten aufgethan wurden, hatte London, obwohl in waldloser Gegend gelegen und an Holz Mangel leidend, keine Steinkohlen wiedergesehen, seitdem die Römer aufgehört hatten, ihre Bäder zu Verolanium und Londinium damit zu heizen.

Der Bischof von Herford mußte auf seinem eignen Grund und Boden nach Hülfe aussenden, um nicht unterwegs elend umzukommen, und Richard's II. Mutter erkrankte vor Aufregung, weil sie die Strecke von Canterbury nach London in einem Tage, vor Wat Tyler's Horden stehend zurückgelegt hatte.

In einem Lande, wo Waldbachbetten, Furthen und Trittpfade fast ausschließlich die Communicationsmittel bildeten und dessen tragikomisches Locomotionsleben uns Chaucer mit ernstem Humor drastisch geschildert hat, mußte daher das Erscheinen des ungesehenen Mechanismus der Kutsche, die sich der Carl von Rutland um 1560 von Florenz hatte kommen lassen, die Wirkung eines Ereignisses erhalten. Möglich wurde die Benutzung dieses Apparates nur dadurch, daß zur Zeit erst mit der Pflasterung einer einzigen Hauptstraße Londons rüstiger vorgegangen wurde. High Holborne, damals wie heut eine der Hauptarterien des Lebens der Riesenstadt, wurde zuerst (um 1460) nothdürftig versteint, aber noch fast hundert Jahre später nennt ein Bericht an den König die Straßen Londons als „sehr schlecht und gefährlich für jeden von Sr. Majestät Unterthanen“, durch deren Finsterniß und Untiefen bei Nacht kein Licht leitete als das Licht einiger Botiv-Laternen, die auf dem Thurme von Bow Church brannten. Das war der Zustand der Verkehrswege in dem Lande und in dem Zeitraume, wo Chaucer sang, Wicliffe denken lehrte, Elisabeth regierte, Sidney lebte und starb, Raleigh entdeckte und Bacon dachte.

In scharfem Gegensatze hierzu zeigt die dunkle Periode des fanatischen Regiments der grausamen Beatrix Maria als hellen Punkt die ersten Gesetze, die sich mit Herstellung der Straßen und ihrer Unterhaltung beschäftigen, und fast am selben Tage, wo Granmer's edles Haupt fiel, wurde der Keim zu dem System von Verkehrsanstalten gezeitigt, dem England einen so großen Theil seines Glanzes und seiner civilisatorischen Macht verdankt. Sechs Tage Robbet jährlich hatte, nach den Gesetzen

der Maria, jeder Bauer im Königreiche zur Erhaltung der Straßen zu leisten.

Die Pflanze dieses von der Tyrannei gepflanzten Keimes der Freiheit übernahm aber ein Wesen, das, unter den Schmerzen des dreißigjährigen Kampfes der Rosen gezeugt und geboren, ein Hort der englischen Freiheit werden sollte. Es war dies der Geist der Individualisirung und der Selbstbestimmung der Städte und Gemeinden, der Kern der großbritannischen Kraft.

Die Gemeinde von Oxford sandte 1669 die erste regelmäßig circulirende Kutsche an die Gemeinde nach London. Zwischen Sonnenaufgang und Untergang sollte der Weg, nach Ankündigung der Doctoren der Universität, gemacht werden, der oft 3 Tage in Anspruch nahm. Oxford erhielt die Verbindung, trotz der Gefahren, die das Fuhrwerk im Winter durch den Zustand der Straßen und die Räuberbanden lief, mußte jedoch oft wochenlang die Fahrten aussetzen. 1671 noch nannte zwar Sir Henry Herbert die Unternehmer einer Stage-coach-Verbindung von London mit Edinburgh „reif für Bedlam“. Nichtsdestoweniger gab es 1672 schon sechs von solchen regelmäßig verkehrenden Kutschen befahrene Routen.

Aber erst nachdem der letzte der treulosen Stuarts fliehend das große Siegel von England in die Themse geschleudert hatte, konnte der Zustand von Unsicherheit ein Ende haben, der die industrielle Entwicklung Englands niederhielt. Geographische Lage, Bedürfnis, geologische Eigenschaften des Landes und der Sinn des Volkes hatten eine so starke Tendenz nach dieser Entwicklung hin im Leben der Nation erzeugt, daß sie sich mit dem Empfinden einer Spannung geltend machte, die mächtig das Gefäß der Tyrannei zu sprengen strebte, welches die lebendige Kraft einschloß.

Die Jubeltöne der Fanfaren, mit denen, an der Spitze von Schomberg's blonden Riesen-Bataillonen, Wilhelm von Oranien in London einzog, warfen diese fesselnden Umschließungen zu Boden, wie einst die Mauern Jerichos vor Josua's Posaunen fielen. Ein freies Parlament schuf religiöse Freiheit, Freiheit der Richter, Freiheit der Presse und freien Verkehr. Der Ruf des Wappenherolds, der zu Whitehall den Regierungsantritt Wilhelm's und Marien's ausrief, verkündete auch den Beginn des Regiments des Vertrauens.

Die große Elisabeth hatte die ausländischen Kaufleute ihrer tödtenden Privilegien beraubt, Schutzzölle zur Hebung inländischer Industrie er-

richtet, den Hafenverkehr befreit — die Schafwolle spielte damals für England die Rolle, in der heutzutage die Baumwolle auf der Bühne der Weltkultur erscheint. Die Entdeckung des Seeweges nach Archangel, die Bestrebungen zu Auffindung einer Nordwestdurchfahrt nach Indien hob die Handelsmarine, wie die Kämpfe mit Spanien und Holland die Kriegsmarine gestärkt hatten.

Wilhelms von Oranien erleuchtete staatswirthschaftliche Maximen vollenbendeten das Beginnen der großen Frau. Er lenkte den Hauptstrom britischer mercantiler Kraftentwicklung nach dem gleichgearteten Nordamerika. Die Vorliebe für französische Moden und Producte verschwand; die unter den Stuarts und Cromwell herrschende entseßliche Erpressung von der Industrie hörte auf; der Geist der Duldung zog fremde Intelligenz herbei; der Colonialverkehr erhielt ungeahnte Ausdehnung, und die Häfen blühten mit einem so gewaltigen Auftrieb empor, daß ihr Leben, ihre Kultur, ihr Reichthum und Luxus schmerzlich mit der Zurückgebliebenheit und Verkommenheit nur wenig Meilen landeinwärts gelegener Orte contrastirte. Die Entwicklung der Binnenerkehrsmittel hatte in keiner Weise mit der des Handels zu Wasser Schritt gehalten.

Noch war das Bild ähnlich, das Walter Scott mit Meisterzügen vom Reisen der verschiedenen Stände Englands im Mittelalter entwirft, noch wurden die Kutschen der Nobility von nebenherschreitenden Dienern vor Umsturz bewahrt, noch ritt der simple Reisende, noch gab es für den Armen kein Mittel des Weiterkommens als seine Füße, noch vermittelten Hausfrier und Packpferde den Kleinhandel weit über das ganze Land.

Der erstere war auch als fast ausschließlicher Verbreiter guter und böser Zeitung in der Provinz der überall gern gesehene, vielberedte Gast, der scheidend treulich die Briefe in die Nachbargrafschaft bestellte, deren Ueberkunft unter Monatsfrist Niemand erwartete. Er bestimmte die Kornpreise, verkündete Schiffbrüche, Schlachten und Regierungswechsel, und die Mode im Lande ruhte auf seinen Lippen, in seinen Ballen und Kisten. Noch Mitte des 17. Jahrhunderts galt die liebliche Schilderung, die Shakespeare im „Antolocus“ vom Kasten eines solchen Bandhändlers giebt. So dürftig war die Ueberkunft von Nachrichten über Land unter den nächstliegenden Provinzen und Orten bestellt, daß z. B. noch von den unseligen Unternehmungen Carl Eduard's in Schottland in Glasgow nicht eher etwas bekannt wurde, als nachdem der Prätendent bei Culloden längst geschlagen und entflohen war; ja, man tritt sich in Edinburgh noch

hitzig über die Möglichkeit einer Landung, als der Prinz schon vor mehr als einer Woche in Lothabar englischen Boden betreten hatte.

Krieg und Truppenbewegung, so oft schon mächtige Mittel, lange im Frieden angestrebte, energische Maßnahmen rasch in's Leben geführt zu sehen, die Erhebungen, die mit der Thronbesteigung des Hauses Hannover verknüpft waren, die Unternehmungen des eben erwähnten unglücklichen Prätendenten gestatteten einem klugfernsichtigen General, die in seiner Hand concentrirte Macht zu einem starken Aufschwunge der Entwicklung des englischen Strafenwesens, im Interesse der Kriegsoperationen, zu verwenden.

Was der Krieg geschaffen, blieb, wie zu den Zeiten der Römer, dem Frieden und die Thaten des Generals Wade wurden sprichwörtlich im Volksmunde.

Bei alledem wurden die ersten Strafen, auf denen Fuhrwerke im Trott Meilenstrecken zurücklegen konnten, unter Pitt's weitschauendem Regimente im Jahre 1763 vollendet, zugleich aber auch durch die ersten Schlagbäume in England gesperrt und mit Zollhäusern der Regierung besetzt, in denen für die Segnungen des erleichterten Verkehrs blanke Schillinge erlegt werden mußten. Wie jede große, heilsame Neuerung wurden auch die Heerstraßen von zwei Seiten her mit wildem Geschrei der Feindschaft begrüßt. Das Volk, das liederlichen Baronen und faulen Pfaffen ohne Widerstand Weggelt für Benutzung grundloser Feldstreifen, wilder Knüttelbäume und gefährlicher Furchen bezahlt hatte, riß tobend in mehreren Provinzen Zollhäuser und Schlagbäume an den guten Strafen der Regierung nieder, während die landbesitzenden Squires laut im Parlament über die Concurrenzen klagten, welche ihnen „durch die glatten Strafen“ die Güter ihrer Vettern und Nachbarn, bis auf 5 Meilen Entfernung hin, beim Verkauf von ihren Rüben und Korn machten. Zudem wuchs der Unwille gegen den Robbot, durch den die Strafen erhalten wurden. Im Ganzen erklärte man sie als „ein unglückliches Experiment der Fremdherrschaft, als eine allgemeine Calamität!“

Nicht gemildert wurde die Intensität dieser Ansicht durch den Umstand, daß der vermehrte Verkehr auf diesen Hochstraßen (highways) auch das ganze Raubgesindel, das bisher an den Seitenpfaden der Provinzen, mager, in schlotterigen zerhauenen Wämmern gelungert hatte, sich nach denselben hinzog und das edle Institut der Abershaws, Duvals, Kings, Turpins und Robin Hoods zur höchsten Blüthe kam, welcher wir in

Zielbing und Smollet weit lieber begegnen, als es der Reisende damals in den Reichbildern von Fitchley und Salisbury auf sich zukommen sah.

Eifrig hielten sich daher viele Provinzen das unbequeme Institut vom Leibe; die Grundbesitzer wiesen es weit aus ihren Marken, und da es kein Enteignungsgesetz gab, so wanden sich dem zu Folge die Straßen in endlosen unnützen Krümmungen, mit steilem Steigen und Fallen, durch Gegenden hin, die sie bequem und stolz gerade hätten durchschneiden können. Am widerwilligsten erwies sich diejenige Provinz den Heerstraßen, die wenig Jahre nachher Watt beherrschte, Arktwright groß machte und die in ihren Grenzen die erste bedeutsame Eisenbahn entstehen sah, Lancashire. Lord North's kluge Maaßregel der Verpachtung der Wegzölle machte dieser Meinungsströmung ein Ende. Die Concurrnz erwachte, die Industrie bemächtigte sich der Sache, das Volk ward Besitzer und Ausbeuter seiner Straßen, und die volle Energie des Privatinteresses wurde auf den Kampfplatz geführt. Diejenigen, die früher mit den Hochstrafmännern gemeinsamen Beutel gemacht hatten, halfen jetzt, im Solde der Pächter, die edeln Waffengeführten in Wolfsgruben mit spitzen Pfählen fangen; Kutschen begannen zu circuliren, Frachtfuhrwerk läutete und dröhnte thalaus thalein, und die Landbarone, die sonst die Straßen von ihrem Grunde hinausgebogen hatten, ließen sich zur Correctur der Richtung jetzt gern bereit finden, um einen der vielbesuchten, vielconsumirenden „Zuns“ in die Nähe ihres Gehöftes zu erhalten, die, neben so vielem Vortheil, so viel Abwechslung und Unterhaltung in die Eintönigkeit des Lebens ihrer einzamen Gehöfte brachten.

Als endlich die wissenschaftliche Intelligenz mit obigen Kräften im Bunde erschien und ihr Macadam's Erfindung und Talford's große Talente zur Verfügung stellte, als das Parlament eines freien Volkes das Eigenthumsrecht des Einzelnen zum Wohle des Ganzen beschränkte und, nach unsäglichen Kämpfen, das Expropriationsgesetz von 1811 erließ, trat jenes bewundernswürdige Straßennetz und Straßenverkehrswesen Englands, das durch 30 Jahre das Staunen der übrigen Welt gewesen ist, seine reifere Jugend an. Binnen 40 Jahren verwandte die Handelsindustrie 500 Millionen Pfd. Sterl. auf die Herstellung und Unterhaltung prachtvoller Heerstraßen in Großbritannien, und die Thatkraft einer selbstregierten Nation stellte in wenigen Jahren Alles in Schatten, was kriegerischer Despotismus und die Willkürherrschaft in andern Ländern, in Bezug auf Verkehrsmittel, geschaffen hatten.

Die Auskibung der Straßen in einem Lande bezeichnet den Positiv von dessen Culturentwicklung. Deren Comparativ erfordert den Canal, der Superlativ ist ohne Eisenbahn nicht denkbar!

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hatte die Wasserbewegung zwischen Liverpool und Manchester, Bristol und London, Leeds und New-Castle die Transportfähigkeit aller Straßen längst erdrückt. Als Francis Mathews 1656 mit Vorschlägen, einen Canal zwischen Bristol und London zu bauen, vor den finstern Lord Protector trat, war er eben so viel zu früh gekommen, wie 1635 Francis Hargrave mit seinen Versuchen, den Avon schiffbar zu machen. 1750 war die Herstellung eines Canals zwischen Liverpool und Manchester eine eben so unabweisbare Nothwendigkeit geworden, wie 1825 die Natur des Verkehrs zwischen beiden Orten die Schöpfung der Eisenbahn erforderte. Ohne den Canal hätte die Eisenbahn noch lange auf sich warten lassen müssen. Liverpool und Manchester bedingten einander wie Mund und Magen; beide waren als Städte fast zu Rivalen Londons geworden. Liverpool, damals der größte Hafen Englands, führte Holz, Eisen, Kohlen, Baumwolle zu, die Manchester, der größte Manufacturort, als Maschinen und Kattun über die Welt ausandte. Zu jener Zeit, als die Straßen um Manchester im Verkehr erstickten, kostete die Zufuhr einer Tonne Kohlen nach jener Stadt 40 Schillinge, die jetzt 3 Schillinge kostet. In Schottland und in der Umgegend von New-Castle lagen schon große Zahlen von Eisenbahnen nach dem Meere von den Kohlenruben herab. Es hätte nur gegolten, sie zu fassen, zwischen Liverpool und Manchester hinzulegen, aber ihre Zeit, im Culturmechanismus zu wirken, war noch nicht da. — Blieb nur der Gedanke an Canäle!

Aber zwischen der Idee der Straße zu der Idee des Canals lag einer jener oben erwähnten Muthspülunge, zu denen sich der gute Geist der Civilisation durch sonderbare Umstände sonderliche Menschen schaffen muß. Francis Egerton, Herzog von Bridgewater, Urabkomme von Jacob's I. berühmtem Lordkanzler Egerton und Marlborough's Nefse, galt für einen der glänzendsten Cavaliere an des kleinen, listernen Sultans Georg II. Hofe, den Herrn Walpole's Briefe so lebensvoll schildern, daß sie selbst von Wachslichtern, Flitern, Edelsteinen, Späßen, Equipagen zu schimmern, von Tänzen, Fideln und Gymbeln zu tönen scheinen. Es war ein wildes Leben im Schlosse des Mannes, der seine Gemahlin, die ihn auf dem Todtenbette ansehte, wieder zu heirathen, anpostierte. Chesterfield

und Harvey und Sheridan, mit allen Händen voll, den blasirten König zu amüsiren, können ihn nicht mehr so lachen machen als Lady Yarmouth, die einen Bischofsstih an einen versoffenen Diakonen verwehlet und verlieht. Sheridan ist allein der Kopf, der helfen kann, der immer wieder helfen muß. Bequemen Reiz, herausfordernde Schönheit will der König sehen, die gewohnten Geschichten der Ladies der „oberen Zehntausend“ von England sind ihm zum Tode langweilig.

Aus Irland reisen der Truppe des großen Schauspielers Sheridan zwei Mädchen von wunderbarer Schönheit, eines Thorwärters Tochter, zu. Die Mutter stellt die „pfenniglos“ Armen, im bescheidensten Gewande aber elastisch und hochaufgerichtet Einhererschreitenden Sheridan weinend vor und fleht ihn um seinen Rath an, was sie mit sich und den Mädchen anfangen solle. „Ich weiß nicht“, sagt Sheridan, geblendet von den Reizen der Mädchen, „was Sie beginnen sollen; Ihre Tochter aber werde ich Tragikomödie spielen lassen.“

Am selben Abend ist Ball bei Lord Walpole, dem der König beiwohnen wird. Er soll dort die Mädchen sehen. Woher aber in aller Eile Gewänder nehmen, prächtig genug für diese Prachtgestalten, die Sheridan sinnend mustert. Er hat es! Margareth Woffington, die berühmte erste Tragödin, liebt, echten Sammt, echte Seide zu Costümen von ihrem Freunde, dem Herzog von Suffolt, in ihrer Garderobe zu finden — sie hat der Mädchen köstliche Formen — Am Abend steigen Helene und Sara Gunning als prächtige Julie und Jessica die Treppe zu des Ministers Sälen empor — das Entzücken der Cavaliere, der blasse Aerger der verblassten Ladies.

Francis Egerton kehrte, 25 Jahre alt, von der „großen Tour“ nach London zurück. Er war ruinirt, aber vollkommener Cavalier, heiterer Genießer, rascherer Lebemann als jemals. Seit langer Zeit betrat er zum ersten Male wieder das Parquet eines englischen Salons. Mit den Gunnings zugleich schritt er durch die Pfortiere, der Glänzendste mit den Leuchtendsten. Er sah seine schönen Nachbarinnen an, und ein Seitenblick aus Sara's dunkeln Augen unter deren langen Wimpern vor entschied über das Schicksal dieses Herzens und — ließ das englische Verkehrswesen den Muthsprung von Straßen zum Canalssysteme machen! —

Mit heftiger Leidenschaft hing der Herzog der schönen Fremden an, mit einer Leidenschaft, die diese so lange mit allen Künsten der Kofetterie schürte, bis die Elektrizität, die das schöne Weib umgab, auch bei einem

andern Nobleman, dem Herzoge von Hamilton, gezündet hatte, und nur die Forschungen der Mutter nach gewissen Verhältnissen den Ausschlag geben konnten, wer der Begünstigte sein sollte. Der Entschluß war leicht, Hamilton war unermesslich reich, Francis Egerton ruiniert. — Sara hat zwei Herzogskronen (von Hamilton und später Argyll) getragen, ohne sie durch etwas Anderes als ihre Schönheit zu zieren. —

Gebrochenen Herzens, mit der Welt zerfallen, schickte sie den jungen Herzog von Bridgewater nach seiner lange verödeten Besizung Worsley-Manor heim. Aber „Reichthum!“ war jetzt die Lösung des um seiner Armuth willen Versmähten! Zu dem über die Berwerthung der Schätze von Worsley: Kohlen und Bausteine, Brütenden gesellte sich, durch wunderbare Fügung, jener fanatische Apostel des Canal-systems James Brindley, der einst im Parlament befragt: „Was er für den Zweck der Flüsse hielte?“ keinen Augenblick anstand zu erwidern: „Canäle zu füllen“. Er, der bisher vor Tauben und Blinden gepredigt hatte, fand ein geneigtes Ohr bei dem wenig grübelnden Herzoge, der, nachdem er den Haupttrumpf seines Lebens verloren, mit kühner Wollust den Rest aufs Spiel zu setzen, in stolzem Wagen sich zu betäuben geneigt war.

Brindley projectirte ihm einen Canal, den der Irwell speisen und der 39 Fuß hoch kreuzweis über Flüsse und Thäler einen Strom leiten sollte, auf dem die Kohlen und der Stein von Worsley in ungeheuren Massen, zu jede Concurrnz zu Boden schlagenden Preisen, nach Manchester schwimmen könnten. „Ins Irrenhaus! Nach Bedlam!“ schriecn die Peers und Squires, bei denen der Herzog um kleine Capitale für seine Unternehmung nachsuchte! Er, dem es Mühe machte, auf Wechsel 500 Pfd. Sterl. geliehen zu erhalten, der hellerlos arme, geniale Brindley und ein dritter Starker, des Herzogs Bergtechniker, John Gilbert, beschloßen nun, das kolossale Werk „durch eigene Kraft“ auszuführen.

Der Herzog beschränkte seinen Haushaltetat auf 400 Pfd. jährlich, Gilbert reiste umher und trieb Gelder in kleinsten Summen bei; Brindley baute.

Vierzehn Jahre lang (1758—1772) saßen die drei Eisenköpfe wöchentlich einmal um den bescheidenen Heerd von Worsley-manor oder den noch bescheideneren der Dorfschenke, bei einer kleinen Bowle Gin, beratend, flügelnd, oft fast, aber nur fast verzweifelnd, beisammen — aber das Gerinne des Canals rückte vor; bis dahin unerhörte Erdmassen wurden bewegt, fernher Quellen geleitet, die hohen Wölbungen der Aquäducte

schlossen sich eine nach der andern, und die Gesichter der Feinde und Zweifler wurden länger — das Herz des stark fühlenden Herzogs aber schlug höher und höher, so daß, als am 18. August 1772 der große Augenblick, nach dem die kräftigen Männer fast fünfzehn Jahre hindurch gerungen hatten, endlich gekommen und die Schluße zu ziehen war, die das gesammelte Wasser in den Canal rauschen lassen sollte — die langangespannten Kräfte den Herzog verließen. Grade wie, 50 Jahre später, der große Telford bei der ersten Probe seines Niesenwerks, der Menai-Kettenbrücke, im stillen Kämmerlein betend auf den Knien lag, so schritt der Herzog im abgelegenen Raume seines Hauses zu jener Stunde rastlos auf und nieder, bis der Jubel des Volkes ihm verkündete, daß der Strom, prachtvoll sein reich bewimpeltes Boot auf dem strudelnden Rücken tragend, in seinem Canale dahinschoß. Und an dem welthistorischen Momente war Niemand anders schuld als die schöne Miß Sara Gunning — denn der Gatte des prächtigsten Weibes am prächtigsten Hofe der Welt hätte ganz andere Dinge zu thun gehabt, als der Vater der Canalschiffahrt von England zu werden!! —

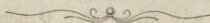
Der Erfolg der Unternehmung des Bridgewater-Canals war ungeheuer. In sechs Jahren zahlte er seine Erbauungskosten zurück und trug dann zwischen 20 und 30 Procent Renten. Eine Manie, Geld in Canalbauten anzulegen, entwickelte sich mit der Intensität einer geistigen Epidemie, und 1790 säumten die Bauern die Gasthöfe, in denen Actien zu diesen Unternehmungen gezeichnet wurden, übernachteten Schaaren mit schweren Säckeln im Arm vor den Thüren der Compagnien — ganz wie in den blühendsten Zeiten des Eisenbahn- und Bank-Schwindels in unsern Tagen.

Maßlos wie der Zu- und Abstrom ihrer Mittel wurde der despotische Uebermuth der Gesellschaften, die den Canalverkehr zwischen großen Orten als Monopole in Händen hatten. Bald genügte auf vielen Routen die Transportfähigkeit der Canäle nicht mehr; die Güter häuften sich an, lagerten zum Schaden, verdarben unterwegs oder kamen zu spät an ihren Bestimmungsort. Die Klagen der Versender und Empfänger wurden von den Canalverwaltungen mit Hohn und Erhöhung der Transportpreise beantwortet. Am drastischsten traten alle diese Uebelstände bei dem Canale zu Tage, der den gewaltigen Verkehr zwischen Liverpool und dem gigantischen Manchester zu vermitteln hatte, dem 1769 von Arkwright, durch die Spinnmaschine, 1770 von Hargrave durch die spinning jenny, 1814

durch den power loom ein paar Million Hände geschenkt worden waren, und über das James Watt 1790 durch Aufstellung der ersten Dampfmaschine die neue Aera der Industrie heraufführte.

Die Directoren dieses Canals brachten die Verkehrenden durch ihren Hochmuth, durch ihre bedrückenden Maßnahmen zur Verzweiflung. Wie Könige hielten sie Levers, bei denen sie die Herren der vornehmsten Firmen in Unhuld und Gnade aufnahmen. Ganz Liverpool und Manchester war ein Schrei der Entrüstung und des Zorns gegen die Thoren, die ihre Macht für unerschütterlich hielten. Alle Intelligenzen drängten nach Mitteln hin, diesen unerträglichen Druck zu brechen, und alle Augen richteten sich auf die im Laufe von hundert Jahren, langsam ihre Zeit erwartend, herangereisten Eisenbahnen, auf denen sich bedächtig zwischen Kohlengruben und Eisenwerk und Grube und Seeflässe Georg Stephenson's unbehülfsliche Locomotiv-Maschinen, seine „Puffing Billys“ hin und her bewegten. Der alte und steinreich gewordene Vater der Canäle, Francis Bridgewater, war nicht der letzte, der die Gewalt des jungen siegreichen Rivals seiner Schöpfungen erkannte. Schon 1809 rief er aus: „Ich sehe diese Eisenbahn Unheil bringen!“ und rieth den Canaleigenthümern zu rüstiger Abhilfe der gegründeten Beschwerden. Doch der „Superlativ der Culturentwicklung“, die Aera der Eisenbahn war da! Nichts hielt die dunkeln, rasselnden, dampfenden Flügelrosse mehr ab, hinauszubrechen auf die nicht mehr Staub, sondern fortan Dampf aufwirbelnde Rennbahn des Lebens!

Gewiß, oder doch sehr wahrscheinlich ist es aber, daß ohne Miß Sara Gunning's schöne Augen der große Wettkampf der Locomotiven Stephenson's, Trevethin's, Stothworth's und Braithwaite's um so und so viel Jahre, oder vielleicht nur Monate — aber Monate welcher Bedeutung! — später als am 6. October 1829 stattgefunden haben würde. — Und dies hat eine schöne Frau für die Eisenbahn gethan.



Das Glück auf der Extrafahrt.

Ein Pfingstabenteuer.

Von

Herausgeber.



Abalbert! Wie vornehm, wie gewählt! Wer Abalbert heißt, kann unmöglich ein gemeiner Mensch sein, und Niemand kann ihn bei seinem Vornamen niedrig ausschimpfen. Wie schön dagegen klingt von Korallenlippen: „Lieber Abalbert!“ Welche Musik! Ich danke euch, gute Eltern im Grabe, daß ihr mir diesen schönen Namen gegeben habt.

So dachte er oft in sich hinein, wenn er in seiner Dachkammer war, und dann kam ein eigenes Richern über ihn, so stark, daß er sich den Mund zuhielt und scheu umblickte, und es sah und hörte ihn doch Niemand als die Tauben auf dem benachbarten Dache. Er war übrigens ein wohlgestalteter, militärfreier Mann, nicht eben groß, aber schmuck im Wesen und Behaben, seines Berufes ein Barbier oder Heilgehilfe, wie er sich lieber nannte, von geschickter Hand und gewandtem Wort.

Nur Eins kränkte ihn: er hatte brandrothe Haare, und er mußte deshalb meist auf der Stube bleiben, wurde nur selten zu Kunden geschickt, und von den nicht sehr höflichen Leuten, besonders aber von den Maurer- gesellen, die — beim großen Kasernenbau in der Nähe beschäftigt — sich am Samstag Abend das Gesicht glätten ließen, mußte er manche spitze Rede hören.

Man sagt, daß ein kleines Ungemach den Menschen witzige. Kann sein, daß die rothen Haare ein Aehnliches auch bei unserem Helden Abal-

bert bewirkten; jedenfalls machten ihn die Vorurtheile Anderer höchst vorurtheilslos und freisinnig; er hoffte auf die große europäische Revolution, die auch das Vorurtheil gegen die rothen Haare aus der Welt tilgen muß. Als elternloses Kind im Waisenhanse erzogen, mußte er viel ausstehen von Mißtrauen der Vorgesetzten und Neckerei der Kameraden gegen den Rothhaarigen. Bereits ein Viertelsjahrhundert stemmte er sich gegen den Aberglauben, und nun, da er sah, daß er nicht zu besiegen war, verachtete er alle damit Behafteten.

Adalbert war sparsam und säuberlich und besleißigte sich einer vornehmen, seines Namens würdigen Haltung. Freilich hätte er gern die Ehre gehabt, Doctor zu sein oder doch wenigstens zu heißen, und wenn er bei plötzlichem Ungemach schnell wohin gerufen und von armen Leuten „Herr Doctor“ geheißt wurde, strahlte ein eigener Glanz aus seinen grauen Augen.

Einen ganzen Winter sparte Adalbert jeden Pfennig, denn er wollte einmal eine große Freude haben, eine Pfingstfahrt, von der im vergangenen Sommer so lange vorher und nachher die Rede gewesen. Eine große Gesellschaft von mehreren hundert Menschen fuhr mit einem Extrazug nach Stettin und von da mit eigenem Schiff nach der Insel Rügen, besah Alles, sang, tanzte, schmauste, und es gab der Abenteuer in Hülle und Fülle.

Das wollte Adalbert auch haben, und darauf hin sparte und spannte er Alles.

Es war kurz nach Neujahr, als Adalbert die Bekanntschaft eines benachbarten wohlhabigen Mannes machte. Es war ein kinderloser Apotheker, der sich mit seiner Frau zur Ruhe gesetzt hatte, soweit ihm seine Frau eben Ruhe ließ. Er machte noch im Stillen allerlei Versuche mit neuen Erfindungen, und Adalbert war so glücklich, in dieselben einzuweicht zu werden. Der Frühling kam, und der Apotheker sagte dem Jünger: wie er im Ganzen wohl klug sei, es bleibe aber eine unverantwortliche Unklugheit, daß er einen Naturfehler nicht verbessere; denn es sei keine Frage, es gäbe ein Geheimmittel, um die Haare unausfärbbar braun zu färben. Ja, der Apotheker ging so weit, Adalbert unter der Bedingung, daß er an sich die Probe machen lasse, zum Theilhaber des Geheimmittels anzunehmen, das einen großen Reichthum bringe.

Nun fand Adalbert, daß es in der That lächerlich sei, die Welt von einem Vorurtheil bekehren zu wollen, wenn man die Ursache desselben

vertilgen könne. Es wurde ein Versuch an einem grauen Pinscher gemacht. Der Versuch gelang. Und nun war Freund Adalbert voll Unruhe und Zuversicht zugleich.

In Gemeinschaft mit dem Apotheker und dessen Gattin wollte er die Pfingstfahrt ausführen. Sie nahmen gemeinschaftlich Billete, Adalbert erhielt Urlaub, und am Abend vor dem Feste wurde das geheimnißvolle Werk vollbracht.

Adalbert wurde mit der Tinctur eingerieben. Zur Haltbarkeit derselben gehörte, daß er sich kleine Eisstücke in einer Blase auf den Kopf binden ließ.

Er übernachtete im Hause des Apothekers oder, wie derselbe besser genannt werden konnte, des künftigen Geschäftstheilhabers. Er hatte ein schönes nagelneues Gewand von Kopf bis Fuß: Mütze, Rock, Weste und Hose von derselben Farbe — das läßt gar vornehm — bereit auf dem Tische liegen, ein Plaid in einem Schnallenriemen lag wohlgerollt dabei, und in dem Plaid ein feines chirurgisches Vestek und zwei feine Hemden. In der Nacht schlief Adalbert sehr wenig, aber seine wachen Träume waren besser als aller Schlaf; es kamen ihm allerlei schöne Abenteuer in den Sinn — es geschieht ein kleines, nicht gefährliches Unglück auf der Eisenbahn oder noch besser auf dem Schiffe, eine schöne Dame in blau- und weißgestreiftem Kleide mit blonden Locken, darauf ein reizendes feddes Federhütchen sitzt, bekommt eine Ohnmacht; Adalbert thut sein Stui heraus, er läßt mit geschickter Hand zur Ader, sie schlägt die Augen auf, sie fällt ihm um den Hals und ist die Seine, und sie kann glücklich sein, einen so schönen Mann zu haben mit so prächtigen braunen Haaren. Er hat nicht nöthig, noch ein Geschäft zu treiben auf der Welt, es ist genug, daß er so schön und freundlich, und sie hat ja Geld genug. Ob sie wohl noch Eltern hat? Vielleicht ist sie eine junge schöne Wittve, vollkommen unabhängig. Und es ist ja erzählt worden, daß auf solchen gemeinsamen Extrafahrten sich mancherlei anmuthige Verhältnisse knüpfen und mit überraschender Schnelligkeit abschließen.

Der Morgen graute. Adalbert wagte es, die Eishaube abzuthun, aber das Licht war so seltsam, daß er im Spiegel die Farbe der Haare nicht recht unterscheiden konnte; daß sie nicht mehr roth waren, schien offenbar. Er fürchtete, den Zauber unterbrochen zu haben, stülpte schnell die Eishaube wieder über und wartete geduldig, bis der Apotheker käme. Dieser kam endlich und hinter ihm die Frau. Die Haube wurde gelöst.

Auerbach, Volkskalender.

„Geschieht Euch recht, geschieht Euch ganz recht!“ schrie die Frau.
„Da habt Ihr's!“

Der Apotheker stand starr. Adalbert eilte an den Spiegel, er sah nichts; er wischte sich die Augen, aber er sah noch immer nicht recht. Was ist denn das für ein Gesicht? Was sind denn das für Haare? Er fuhr sich mit beiden Händen in dieselben.



Adalbert sank in einen Stuhl nieder, gerade so wie die schöne Jungfrau oder Wittve, die er ebenso liebenswürdig wie gewandt in das Leben zurückruft.

Aber schnell erhob er sich wieder und starrte in den Spiegel. Es ist wahr — grasgrün sind seine Haare. Mit einem Blicke, der mehr sagte als alle Worte, wendete er sich an den Apotheker. Dieser hatte sich gefaßt und sagte:

„Ich habe es bereits an der Schleife gemerkt, mit der ich die Haube zugebunden hatte; das war nicht mehr meine Schleife. Sie haben offenbar in der Nacht die Haube aufgebunden. Sie haben dadurch den geheimnißvollen Naturproceß unterbrochen; das ist ja das Wunderbare in meiner Erfindung, daß es genau ist wie in der Natur, zuerst wird Alles grün und dann erst dunkler. Nun haben Sie die Beförderung.“

Und Adalbert mußte sich noch ausschelten lassen, statt daß er Theilnahme und Entschuldigung fand.

In einer Stunde ging der Extrazug ab. Was war zu thun? Die

Frau verlangte, daß Adalbert in sein Haus zurückkehre, sie wollte die ganze Wohnung verschließen; aber er schwur weinend, daß er sich lieber hier zwei Stock hoch auf das Pflaster des Hofes hinabstürze, ehe er aus dem Hause gehe. Nun wurde schnell angeordnet, daß er im Zimmer bleibe und die Frau des Hausmeisters ihn bediene, bis man zurückgekehrt sei.

Adalbert ließ nun Alles mit sich geschehen, er kam sich vor wie ein zum Tode Verurtheilter. Er hörte kaum, wie die Leute fortgingen und wie der Apotheker versprach, daß er das von ihm angekaufte Billet zur Extrafahrt mit möglichst geringem Verluste verkaufen wolle.

Es war Mittag, als Adalbert erwachte. Ein schöner heller Frühlings-
mittag voll Hollunderdust und Glockenklang.

„Ach, jetzt sind sie längst in Stettin angekommen“, klagte Adalbert vor sich hin, „jetzt sind sie auf dem Schiffe, es ist Musik und die Mädchen tanzen in der Luft vor lauter Glück, und die Menschen drunten lachen und scherzen, und wie schön wär's — es brauchte ja nicht einmal ein Unglück zu geschehen — daß er die Lieblichste auswählte; er war mit so ehrbaren Leuten, er hatte ein so schönes Gewand.“ Und er zog es an, ja sogar die feinen Lackstiefel, und ging im Zimmer auf und ab, als wär's auf dem Schiffsdeck, und der Boden des Zimmers schwankte fast noch mehr als das Schiffsdeck, und es war Alles so schön; wenn nur die entsetzliche Haube und das noch Entsetzlichere darunter nicht wäre.

Die Hausmeistersfrau brachte ihm etwas zu essen. Er sagte, daß er krank sei, und war doch so gesund. Er zog das Gewand wieder aus, denn es waren grasgrüne Tropfen darauf gefallen.

„Ach, grün. Wenn es nur gar kein Grün in der Welt gäbe. Hat man je so etwas gehört? Grüne Haare!“

Er besann sich hin und her, was er thun sollte, er fand keinen Ausweg; er wollte ruhig warten, bis der Apotheker zurückkäme, der hatte ihn in das Unglück gestoßen, er mußte ihn auch wieder herausziehen.

Er schaute zum Fenster hinaus. Ach, der öde Hof eines städtischen Hauses am Pfingstnachmittag! In der Näsel an der Dachrinne flogen



Sperlinge aus und ein, eine Kaze lief unten an der Mauer hin, schaute die Nase aufziehend in die Höhe, verdrießlich, daß sie die Sperlinge nicht haschen konnte, und verschwand in einer Luke. Tede und ausgestorben war's, und nur die Glocken in der Luft tönten. Der arme Abalbert wünschte, daß er mit seinen grünen Haaren in die grüne Erde gelegt werde. Wie soll er denn weiter leben? Da — es ist doch noch Leben im Hause. Im letzten Zimmer der vornehmen Bel-Etage wird ein Rouleau aufgezogen, und es ist, wie wenn der Himmel aufginge, denn hinter den Scheiben erscheint ein vollwangiger Mädchenkopf mit braunem schön gescheiteltem Haar, und jetzt öffnet sie ein Fenster — ach, welche eine feine Hand — und sie setzt sich an's offene Fenster und liest. Sie muß den Blick Abalberts gespürt haben, denn sie schaut auf und verläßt dann schnell das offene Fenster.

„Ich will nicht stören“, ruft Abalbert in den öden Hof hinab. Ob sie's wohl noch gehört hat, während sie das Fenster schloß?

Er zieht sich von seinem Fenster zurück und aus der Tiefe des Zimmers sieht er, wie drunten das Fenster wieder geöffnet wird, und das Mädchen nimmt eine Handarbeit vor und singt leise dazu — er glaubt so etwas zu vernehmen; sie ist also wol auch eine Dienerin, denn sie arbeitet und singt dabei; die Vornehmen arbeiten wol nicht am Pfingstsonntag, und singen thut eine vornehme Dame nur ganz für sich als Geschäft oder als Gesellschaftsunterhaltung, nie aber bei der Arbeit.

So kommt der Abend heran und Abalbert denkt: Wer weiß — das Schicksal spielt seltsam — vielleicht ist das doch die vornehme Dame, die dir bechieden ist.

Sie niest, und er ruft in den Hof hinab: „Zur Gesundheit!“ Sie nickt, und er merkt an dem Heben und Sinken ihrer Schultern, daß sie lacht.

Die Dämmerung tritt ein. Nun hört er sie laut singen. Als sie geendet, fragt er bescheidenlich in den Hof hinab: „Ist's erlaubt, mit Ihnen zu sprechen?“

„Was wünschen Sie?“

„Gar nichts.“

„Damit kann ich dienen.“

Sie verläßt das Fenster, das Rouleau fällt wieder herab, und Nacht ist und Einsamkeit.

Abalbert fragt die Hausmeistersfrau, wer die Dame im ersten Stock ist; sie erwidert, sie kenne sie nicht, die gräßliche Herrschaft, die zu Pfing-

sten verweist sei, habe ihr das Haus übergeben; die Frau schien ärgerlich, daß man es nicht ihr anvertraut. Die Frau wollte nun von Adalbert wissen, warum er hier bleibe und den Kopf so verbunden habe; er antwortete ausweichend.

In der Nacht dachte sich Adalbert viel aus, wie er am Morgen die schöne Unbekannte in der gräßlichen Wohnung anreden wollte.

Sie öffnete das Fenster, sie sah reizend aus in dem weißen Morgen-
gewand, und ehe er etwas sagen konnte, rief sie herauf: „Guten Morgen, Herr Nachbar!“

Alle Worte blieben Adalbert im Halse stecken, endlich brachte er heraus: „Danke unterthänigst!“

Er hörte leises Lachen. Aber jetzt führte der Kutscher des Hausherrn die beiden Pferde aus dem Stalle, spannte an, und Adalbert oben und die schöne Unbekannte unten zogen sich zurück; erst als der Wagen rasselnd davongefahren war, wagten sie sich wieder an das offene Fenster.

„Gehen Sie nicht auch zur Kirche?“ fragte die holde Erscheinung von unten.

„Ich möchte wohl, aber ich kann nicht.“

„Sind Sie krank?“

„Nein — ja — halb und halb.“

Die holde Erscheinung zog sich wieder zurück, und Adalbert sah sie nach einer Weile im Hofe mit der Hausmeistersfrau sprechen; sie trug ein Gesangbuch in der Hand, und er glaubte, daß sie einmal aufgehen habe.

Mit Adalbert spielten nun die wunderlichsten Vorstellungen. Er war hier im Zimmer, er war auf der Insel Nügen, wo sich nun nach der Schlafesstärkung wieder Alles heiter zusammenfand — man lacht, man springt, man scherzt, man neckt. Er las sein Programm, worauf Alles für jede Stunde verzeichnet war; er kannte den Führer, er hatte ihm unentgeltliche ärztliche Behandlung angeboten unter der Bedingung, daß er sich nicht merken lasse, wie seine Haare gefärbt. Und wieder war er in der Kirche mit der holden Erscheinung von unten, und er wagte es, nachdem er Fenster und Thüre geschlossen, die Haube abzunehmen und seine Haare im Spiegel zu betrachten.

„Grasteufel!“ schrie er sich entgegen, „Grasteufel!“

Ach, er war sehr unglücklich!

Am Mittag war die holde Erscheinung mehrmals im hellen Gewande, es war blau- und weißgestreift, am Fenster auf und ab gegangen. Die Hausmeistersfrau sagte, als sie Adalbert Essen brachte, sie ginge heut auch über Land und käme erst spät Abends wieder; sollte Jemand Einlaß begehren, so möge er öffnen. Adalbert versprach's und sein Herz zitterte ihm. Er war mit der holden Erscheinung allein in dem großen Hause. Sie saß wieder am Fenster und las, und jetzt sagte er:

„Wissen Sie auch, daß wir allein in dem großen Hause sind?“

Sie antwortete nicht.

„Belästigt Sie mein Sprechen?“ fragte er zaghaft.

Sie schaute vom Buch auf und schüttelte verneinend den Kopf.

„Ich möchte Ihnen gern Gesellschaft leisten, wenn es dem gnädigen Fräulein nicht unangenehm wäre. Ich bin Heilgehilfe —“

„Ich bin nicht krank und bedarf keines Gehilfen.“

„Wollten Sie mir nicht vielleicht ein Buch leihen? Ich lese auch gerne.“

„Wenn Sie versprechen, mich in Ruhe zu lassen, will ich Ihnen den ersten Theil des Romans, mit dem ich gestern fertig geworden, in den Hof hinabwerfen, dann können Sie ihn sich holen.“

„Wäre es nicht erlaubt, ihn aus Ihrer freundlichen Hand zu empfangen?“

Er wartete keine Antwort ab, sondern stürmte die Treppe hinunter und klingelte an der Bel-Étage. Es wurde nichts vernommen. Er klingelte noch einmal, so zart, so bittend — ach, wenn die Klingel nur sagen könnte, wie sehnüchtig er um Einlaß bittet.

Endlich rauschte ein Gewand, die Thüre war innen in eine Schlingkette eingehängt, so daß sich ein Spalt öffnen ließ, ohne daß die Thüre ganz aufging, der Spalt öffnete sich und eine Stimme sagte: „Hier haben Sie das Buch, und nun hoffe ich, daß Sie mich in Ruhe lassen.“

Adalbert hat so dringend und behauptete, daß sich noch Niemand vor ihm gefürchtet habe und auch gar nichts an ihm zu fürchten sei.

Er suchte die besten und unterthänigsten Worte zusammen, die er in seinem Vorrathe austreiben konnte, und endlich sagte er: „Wissen Sie, daß wir zwei ein Märchen erleben?“

„Ein Märchen? Wir zwei?“

„Sind wir nicht wie in einer verwunschenen Stadt? Die Menschen, denen diese Häuser gehören und Alles was darin, die Reichen und Freien haben Haus und Habe verlassen, und wir bewachen das einstreifen und Alles gehört auf einen Tag den Dienenden.“

Das Mädchen lachte, spielte aber nicht mehr mit der Kette.

„Sie haben seltsame Phantastereien im Kopfe“, sagte sie endlich. Ach Gott! dachte Adalbert. Im Kopf! Was hab ich im Kopf? Er wiederholte indes nur seine dringende Bitte, daß sie die Thüre öffne.

Die Kette schlüpfte leise aus dem Ring, die Thüre ging auf. „Warum sagen Sie“, sprach das Mädchen, während sie in dem langen Gange vorausschritt, „warum sagen Sie, Sie wären ein Heilgehilfe, während Sie doch ein Koch sind?“

„Ich ein Koch?“

„Ja, Sie haben doch die Mütze eines Kochs?“

Adalbert erklärte, daß ihm ein Unglück am Kopf passiert sei, aber er sei ein Heilgehilfe, und zwar habe er sein Examen zweiter Klasse gut bestanden.

Er saß bei dem Mädchen im Zimmer, und sie war in der Nähe freilich nicht so schön, als sie von oben erschienen war, auch ein wenig klein, aber doch immer noch hübsch und groß genug.

Adalbert erzählte nun von seinem Leben. Er war im Waisenhause erzogen, und wunderbar traf sich's, auch das Mädchen war im Waisenhause erzogen, aber mehrere Jahre nach ihm, in derselben Anstalt. Sie sprachen von den Lehrern und Vorstehern und hatten fast wörtlich die



gleichen Betrachtungen über sie, und lustig war's, als sie sich beide ihren Namen nannten, das Mädchen hatte auch solch einen schönen Namen, denn sie hieß Abelheid. Sie erzählte, daß sie als Friseurin ein gutes Auskommen habe, und die Gräfin, deren Haus sie nun hütete, war ihre besondere Gönnerin.

Stunden vergingen den beiden Einsamen und von früh an Verwaisten, sie wußten nicht, wie.

Abelheid sagte, daß er nun gehen solle. Sie dankte ihm, daß er ihre gute Vormeinung gerechtfertigt und sich als anständiger und bescheidener junger Mann erwiesen habe.

„Ach, und ich möchte unbescheiden sein“, klagte er, „ich möchte bitten, daß wir uns später wiedersehen.“

„Ich hoffe auch, daß der Zufall uns wieder zusammen führt, wenn Sie von Ihrer Wunde wieder geheilt sind.“

„Ach, ich bin ja nicht verwundet!“

„So? Was fehlt Ihnen denn?“

„Sie werden mich nicht wieder kennen, wenn Sie mich wiedersehen, Sie werden mich abschulisch finden, denn — denn — liebe Abelheid — erlauben Sie, daß ich Sie so nenne — ich — ich habe rotbe Haare, brandrothe Haare!“

„Und das ist Alles, was Sie so unglücklich macht?“ lachte sie, und mit keiner Laune nestelte sie die Haube auf. Aber —

„Was ist das? Das ist Verzauberung! Was wollen Sie? Wer sind Sie? Fort! Wo bin ich?“

Adalbert hat und jammerte, sie möge ihn nicht verstoßen, und er erzählte sein ganzes Unglück.

„Grasgrüne Haare — so etwas ist noch nie geschehen.“

Sie schaute sich einen Augenblick um, aber als hätte sie ein Ungeheuer gesehen, wendete sie sich wieder ab. Er hat und flehte, daß sie ihn doch nicht verstoßen, sondern ihm helfen solle.

„Ich will Ihnen helfen“, sagte sie endlich, und ein eigener schelmischer Zug lag auf ihrem Gesicht. „Kommen Sie, ich will Ihnen mit meinem Handwerk helfen.“

Er mußte sich auf einen Stuhl setzen, sie holte Kamm und Scheere herbei und schnitt ihm die Haare bis an die Wurzeln ab; sie lachten viel dabei, und sie gab ihm die grünen Haare in einem Beutel zum Andenken.



Als es Nacht war, gingen die Beiden mit einander aus dem Hause, und mit einer röthlich blonden Perrücke kam Abalbert wieder in sein einfames Versteck zurück.

Die Geschichte hat ein gutes Ende. In einer der Hauptstraßen neben einem großen Gasthof ist ein Barbierladen, worin der rothe Abalbert seine Kunden bedient. Er ist der einzige von allen Barbieren der Hauptstadt, der gegen alle Haarfärbemittel eifrig spricht. Adelheid hat ihre gute Kundenschaft als Friseurin. Drei Söhne sind aus dieser Ehe erwachsen, nur Einer, ein Maschinenbauer, hat rothe Haare. Der Erstgeborne hat am letzten Pfingsttage seine Probepredigt als Geistlicher gehalten, und Niemand hat mehr dabei geweint als der Graukopf, Vater Abalbert. Als er mit Frau und Sohn aus der Kirche kam, sagte er: „Heute ist der Jahrestag, da ich das Glück auf der Extrajahrt erhaschte.“

Justus Liebig, ein Eroberer.



Friedrich der Große sagte, er würde denjenigen, der ihm für ein Weizenkorn deren zwei geben könnte, für einen größeren Mann halten, als seinen besten General und Staatsmann. Es liegt ein tiefer Sinn in diesem Ausspruche des Königs, denn der General und Staatsmann ist nur denkbar, wenn derjenige bereits vorhanden ist, der das erste Weizenkorn herbeischafft. Der beste Theil des physiokratischen Systems, abgesehen von seiner Einseitigkeit und Ausschließlichkeit, ist in diesem Ausspruche enthalten. Die höhere Ausbildung der Menschheit ist nothwendig an die Befreiung derselben von den Fesseln der Natur geknüpft: erst wenn Hunger und Kälte gebändigt sind, kann der Mensch seinen Blick nach oben richten.

Siebzehn Jahre nach dem Tode des großen Königs wurde der Mann des zweiten Weizenkorns geboren. Bis dahin hatte man wohl geglaubt, daß die Entwicklung des Ackerbaues denselben Gang verfolgen würde, den sie 6000 Jahre lang eingehalten hat. Von verbesserten Ackergeräthschaften, von richtigerer Fruchtfolge, von reichlicherem Dünger und Aehn-

lichem erwartete man den Fortschritt in der Kunst des Landbaues. Aber die Sache kam ganz anders. Ein Mann, der nie eine Scholle Land besessen, der nie einen Spaten geführt oder hinter dem Pfluge gegangen war, der sollte durch geistige Kraft eine Wissenschaft gründen, die, auf das Leben angewendet, eine vollständige Umwälzung in den Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft zu machen bestimmt war. Es liegt uns hier ein Fall vor von dem Uebergewichte des Geistes über die rohe Materie, wie kein anderer in der Geschichte der Menschheit.

Justus Liebig wurde 1803 in Darmstadt geboren, wo seine Aeltern in guten bürgerlichen Verhältnissen lebten. Seine Jugendziehung zeigt uns keinen frühreifen Knaben, wie wir solche häufig bei großen Männern zu suchen gewohnt sind. Bei einer Schulinspektion saß er mit einem andern Knaben auf der letzten Bank und mußte demzufolge auch der Reihe nach vorgenommen werden. Der Schulinspector hielt den beiden Faulpelzen eine fürchtbare Strafrede. Nach vielen Jahren traf Liebig zufällig mit seinem Kameraden von der letzten Bank in Wien wieder zusammen. Dieser war Musikdirector geworden und nahm eine ehrenvolle Stellung ein, und Liebig war der weltberühmte Professor der Chemie geworden. „Es war doch nicht so gefährlich“, sagte Liebig zu seinem Freunde, „mit dem, was uns der Herr Consistorialrath alles prophezeit hat.“ Von den „Besten“ aus jener Schule waren die meisten als Accessisten, Kaufleute, Handwerker von der Welle des Lebens fortgeschwemmt worden, und der verworfene Stein ist zu einem Eckstein der Menschheit geworden.

Liebig wurde frühzeitig (1818) zur Pharmacie bestimmt und trat seine Lehre in Heppenheim an der Bergstraße an. Mit seiner Frau Principalin konnte er sich nicht vertragen, und als sie eines Tages von ihm verlangte, daß er Holz spalten sollte, zeigte er Heppenheim und der Pharmacie ein sauberes Paar Sohlen und lief in Einem Zuge nach Darmstadt. Hier äußerte sich seine Neigung zu chemischen Dingen, und das Farbwaarengeschäft seines Vaters bot ihm eine Mannigfaltigkeit von Stoffen dar, mit denen er Versuche anstellen konnte. Er bereitete sich in dieser Weise zur Universität vor und bezog bald darauf Bonn und später Erlangen. Es war aber damals auf deutschen Universitäten für Chemie wenig zu gewinnen, und er blieb seinem Fleiße und seinem Genius überlassen. Im Jahre 1822 verließ er Erlangen und ging im Herbste desselben Jahres nach Paris, wo er die Vorlesungen von Gay-

Lussac, Thénard, Dulong u. a. besuchte und zugleich seine vernachlässigten mathematischen Kenntnisse etwas ergänzte. Hier hatte er das gute Glück, an dem vortrefflichen Gay-Lussac eine feste Stütze zu finden, der ihn, was sehr schwer hielt, in sein Privat-Laboratorium aufnahm und an seinen eigenen Arbeiten theilnehmen ließ. Gemeinschaftlich vollendeten sie die Arbeit über die Knallsäure, eine im Knallsilber enthaltene Säure, wodurch er ehrenvoll an der Hand von Gay-Lussac in die Wissenschaft eingeführt wurde. Auf Humboldt's Veranlassung wandte sich Liebig dem Lehrfache zu, nachdem durch dessen Einfluß die Hindernisse beseitigt waren, welche seiner Habilitation in seinem Vaterlande im Wege standen, da er auf einer andern als der Landesuniversität promovirt hatte. Nach einem in Gießen bestandenen Examen wurde sein in Erlangen erlangter Doctorgrad anerkannt und er darauf (1824) in seinem 21. Jahre zum außerordentlichen Professor der Chemie an der Universität Gießen ernannt. Zwei Jahre später erhielt er die ordentliche Professur der Chemie. Hier entwickelte er jene ungeheure Thätigkeit, aus der für die Wissenschaft und das Wohl der Menschheit so große Erfolge hervorgehen sollten.

Das Laboratorium zu Gießen war seiner Zeit das berühmteste der Welt, sowohl durch die Zahl ausgezeichneteter Schüler als durch die Bedeutung der Arbeiten und Entdeckungen, die unter der Leitung des berühmten Lehrers ausgeführt wurden, und ist auch nachher von keinem andern Laboratorium der Welt, selbst nicht von demjenigen Liebig's in München, wieder erreicht worden. Sein Geist lenkte Alle. Manche, die unter seiner Anleitung vortreffliche Arbeiten lieferten, konnten allein stehend damit nicht fortfahren. So zeigte es sich, daß es schwerer war, die Aufgaben zu stellen, als dieselben zu lösen. Sobald die Frage richtig gestellt war, fanden sich Hände genug, dieselbe in Angriff zu nehmen. Es ist wie in einem Bergwerke oder auf der Jagd: ist die Ader gefunden, so fehlt es nicht an Händen, sie zu Tage zu fördern; weiß man, daß in einem Felde ein Wild sitzt, so kann es jeder austreiben. Die Schwierigkeit ist nur, die Spur der Metallader und den Wechsel des Wildes zu finden. Jeder seiner Schüler war je nach Fähigkeit mit eigenen Untersuchungen befaßt. Hier galt es nicht bekannte Methoden immer wieder auszuführen, Feldspathe und Granate zum hundertsten Male zu analysiren, sondern neue Aufschlüsse, neue Wahrheiten zu gewinnen. Die Kenntniß der bekannten Methoden wurde bei diesen Schülern vorausgesetzt und war in früheren Curssen erlangt worden. Liebig machte jeden Tag einen mehrstündigen

Gang durch das Laboratorium und ließ sich den Verlauf der Arbeiten vorzeigen. Mancher, der mit seinen Mitteln zu Ende war, wartete schon lange auf diesen Besuch. Da trat nun der Meister ein. Allein auch er fand Neues vor; er konnte nicht aus der bereits gewonnenen Wissenschaft ohne Weiteres das Folgende bestimmen. Auch er mußte vermuthen, erfinden, erfinden. Der Schüler mußte einen Antrag stellen, wie die Arbeit weiter in Angriff zu nehmen sei, und lernte damit seine Kräfte üben und kennen. Seine Anträge besprach der Lehrer mit ihm, und darauf wurde der Plan für den Fortgang der Arbeit festgestellt. Nur wenn der Schüler ganz ohne Rath war, trat ihm der Meister helfend zur Seite. So wurden jene tüchtigen Mitarbeiter gewonnen, die jetzt so viele Lehrstühle der Chemie einnehmen, und aus denen nach dem bloßen Gedächtniß, gewiß mit Uebersetzen vieler Gleichberechtigten, die folgenden genannt werden mögen, wie Ettling, Fresenius, Barrentrapp, Schöbdl, Bromeis, Redtenbacher, Schrötter, Plantamour, Kane, Gregory, Knapp, Will, Streckler, Fehling, Kopp, Zwenger, Scherer, Schloßberger, Bensch, Hofmann, Thaulow, Stenhouse, Fehling, Kekule, Gries, Müller, Mayer &c.

Nach einem solchen Umgang im Laboratorium kehrte Liebig etwas erschöpft, wenigstens in späteren Jahren, in sein Studirzimmer zurück, um dort weiter über diejenigen Fälle nachzudenken, worüber er im ersten Augenblick noch keinen Entschluß fassen konnte. Bescheiden klopfen der Reihe nach die vorläufig Vertrösteten an seinem Studirzimmer an und „gaben ihn auch dort nicht frei“.

Als Liebig in die Wissenschaft eintrat, war die Chemie der unorganischen Körper durch Berzelius schon zu hoher Ausbildung gebracht. Er erkannte bald, daß sein Beruf im Gebiete der organischen Körper liege, jener mit Leben begabten Wesen der Pflanzen- und Thierwelt.

Hierin war bis jetzt nur wenig geschehen, und nur die größten Meister der Wissenschaft hatten sich mit diesen Arbeiten befaßt. Die Untersuchungen erforderten die geschicktesten Hände, viel Zeit und Mühe. Liebig erkannte bald, daß, wenn in diesem Felde etwas Großes geleistet werden sollte, es vor Allem nothwendig war, die Methoden und die Apparate wesentlich zu vereinfachen und die Operationen abzukürzen. — Es kann hier nicht unsere Absicht sein, näher auf diesen rein wissenschaftlichen Theil einzugehen, allein es ist nothwendig, davon zu sprechen, wenn man begreifen will, wie die höchsten Interessen der Wissenschaft und der Menschheit oft an kleinen körperlichen Dingen hängen. Durch die Erleichter-

rung in der Analyse organischer Körper konnten auch minder begabte Köpfe dazu verwendet werden, und die Zeit, welche bei dem Meister den höchsten Werth hat, auch von Fleißigen, Strebsamen, wenn auch weniger Talentvollen in Anspruch genommen werden. Durch die vereinigte Thätigkeit so vieler Hände wurde erst das Material gewonnen, aus dem eine neue Wissenschaft erbaut werden konnte: die Zahlenresultate waren die Bausteine zu dem nachher aufzuführenden Bau der Pflanzen- und Thierchemie.

Liebig wurde so der Schöpfer der organischen Chemie; doch hatte er selbst noch lange Zeit keine Ahnung von den Erfolgen, welche daraus für das Leben hervorgehen sollten.

Im Jahre 1839 erhielt er von der Britischen Versammlung der Naturforscher zu Liverpool den ehrenvollen Auftrag, einen Bericht über den Zustand unserer Kenntnisse in der organischen Chemie abzustatten, vorzüglich mit Rücksicht auf Ackerbau und Industrie. Indem er sich ansetzte, seinen Bericht zu erstatten und das vorhandene Material zu sichten und zu ordnen, wurde er gewahr, daß hier nirgendwo eine fertige Wissenschaft, sondern nur unbestimmte Ansichten, unbewiesene Hypothesen und Meinungen, selbst handgreifliche Irrthümer vorlagen.

Ein Bericht konnte hier nur geringen Werth haben, und wenn er seinen Auftrag erfüllen wollte, so mußte er eine neue Wissenschaft erst erfinden und diese darreichen. Es war dies die äußere Veranlassung zu jenem merkwürdigen Werke, welches im Jahre 1840 der Britischen Versammlung der Naturforscher in Glasgow präsentiert wurde, und welches zur selben Zeit auch in deutscher Sprache unter dem Titel: „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur und Physiologie“ erschien. Hier kamen ihm die großen Vorarbeiten über die Zusammensetzung der organischen Körper, die mit Hilfe seiner verbesserten und vereinfachten Untersuchungsmethode gewonnen waren, trefflich zu statten, und man kann sagen, daß, wenn nicht ein großer Theil der Arbeiten schon vollendet gewesen wäre, das Erscheinen des Werkes wohl noch um viele Jahre hätte hinausgesetzt werden müssen. Aber auch so ergaben sich eine große Anzahl Fragen, die erst unter der Hand gelöst werden mußten, und wozu das trefflich besetzte Laboratorium die nöthige Hülfe darbot. Die Untersuchung aller Bestandtheile der Pflanzen und der Thiere auf ihre Elemente mußte vorausgehen, ehe man einen Schluß auf ihre Metamorphose machen konnte. Als nun die eigentliche Chemie des Ackerbaues angegriffen werden sollte, zeigte sich, daß darüber noch gar keine Kenntnisse vorhanden waren, und

daß diese Frage noch weit tiefer zurück angegriffen werden mußte. Um den eigenthümlichen Vorgang bei der Bildung des Pflanzenkörpers zu erkennen, mußte erst die Frage gelöst werden, aus welchen Stoffen die Pflanzen ihren Körper bildeten. Bekanntlich bestehen alle Theile lebender Wesen aus nur wenigen und immer denselben Stoffen oder Elementen, und zwar aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, denen noch als vierter der Stickstoff in einigen Körpern hinzutritt. Hier war es nun, wo die einzelnen Fragen hervortraten, aus welchen Körpern die Pflanze jeden ihrer Bestandtheile hernehme.

Ueber den in keinem organischen Körper fehlenden Kohlenstoff hatte sich die Meinung festgesetzt, daß derselbe aus den Resten früherer Vegetationen, aus dem in der Ackererde vorhandenen sogenannten Humus abstamme, von dem man wußte, daß er mit brauner Farbe in Pottasche löslich war, und daß er in jedem mit Pflanzen besetzten Boden, im Torf, in der Braunkohle in Menge vorhanden war. Liebig erkannte sogleich die Falschheit dieser Ansicht, welche nicht erklären konnte, woraus die früheren Pflanzen, aus deren Resten die heutigen ihren Stoff nehmen sollten, entstanden wären. Es war auch nicht begreiflich, wie dieser Humusgehalt mit der Zeit immer zunehmen konnte, wenn er nothwendig den folgenden Generationen allein die Nahrung abgeben mußte. Liebig stellte zuerst die Ansicht als maßgebend auf, daß die Pflanze ihren Gehalt an Kohlenstoff lediglich aus Kohlenensäure entnehme, die in der Atmosphäre enthalten sei, und die durch die langsame Verbrennung der Reste früherer Pflanzen im Boden ebenfalls entstände, daß also der Humus allerdings bei der Ernährung der Pflanze theilhaftig sei, aber nicht in dem früheren Sinne, daß er gelöst aufgenommen werde, sondern vielmehr, daß er durch Oxydation allmählig in Kohlenensäure übergehe und dann zur Ernährung der Pflanze dienlich sei. Ähnliche Ansichten waren hier und dort schon ausgesprochen, aber immer nur als ein einzelner möglicher Fall, während die Humustheorie ruhig fortvegetirte.

Liebig's That bestand darin, daß er diesen Fall allein zugab und alle anderen Fälle mit Bestimmtheit ausschloß. Es entstand nun über diese Behauptung ein heilloser Lärm in Deutschland; jetzt wollten es alle gewußt haben und zogen dann jede Aeußerung hervor, worin das Wort Kohlenensäure vorkam; allein sie bewiesen auch durch den Streit selbst, daß sie den Unterschied, welchen Liebig aufgestellt hatte, gar nicht erkannten, indem es sich nicht mehr um die Substanz des Humus selbst handelte,

sondern um die Form, die er erst annehmen mußte, ehe er von der Pflanze aufgenommen werden konnte. Der Erfolg der Verhandlung war ein glänzender Sieg für Liebig's Meinung; die Humustheorie wurde begraben, und heute steht es als unbestritten fest, daß die Quelle des Kohlenstoffes, welche Liebig bezeichnet, die einzige für den vorliegenden Fall ist.

Ueber die Quelle des Wasserstoffes und Sauerstoffes in der Pflanze konnte weniger eine Meinungsverschiedenheit entstehen, da das Wasser der einzige auf Erden vorkommende Körper ist, welcher Wasserstoff enthält, außer jenen organischen Körpern selbst, für die man den Ursprung desselben sucht.

Endlich war noch die Quelle des Stickstoffes zu ermitteln, der in jeder Pflanze als eine dem Eiweiß ähnliche Substanz vorkommt. Man wußte, daß die Lebensreste von Pflanzen und Thieren auch den Stickstoff ersetzen konnten, aber es trat hier ein ganz ähnlicher Fall wie bei dem Kohlenstoff ein: nicht in der Gestalt von Eiweiß oder Faserstoff konnte dieser Körper von der Pflanze aufgenommen werden, sondern erst, nachdem diese durch Fäulniß zerstört waren und der ganze Stickstoffgehalt in Ammoniak übergegangen war. Es stellte sich damit der Unterschied in der Entstehung der Pflanzen und Thiere klar heraus, daß die Pflanzen nur von unorganischen Stoffen lebten und organische erzeugten, daß das Thier aber nur von den organischen Stoffen der Pflanze leben kann und durch seinen Lebensact unorganische erzeugt, die dann wieder zum Ernähren von Pflanzen verwendet werden können. Somit war der bereits geahnte und auch hier und dort angedeutete Zusammenhang zwischen den beiden großen lebenden Reichen festgestellt und zur wundervollen Anschauung gebracht. Die Pflanze ist bestimmt, neue organische Körper zu schaffen: das Zuckerrohr kann keinen Zucker mit seiner Wurzel aufnehmen, es muß ihn vielmehr erzeugen; die Rapspflanze, die Olive, kann nicht mit Del gebüngt werden, sie müssen beide das Del machen, und dazu bedürfen sie derselben Stoffe, deren die Weinrebe bedarf, um den Most, und die Mohnpflanze, um das Opium zu erzeugen, nämlich Kohlen säure, Ammoniak und Wasser. Diese drei Körper sind als Gas in der atmosphärischen Luft vorhanden und werden durch dieselbe über die ganze Erde vertheilt.

Wenn zum Entstehen der Pflanzen nichts weiter nothwendig wäre, so bestände der ganze Ackerbau in nichts anderem als in Säen und Ernten. Es waren aber tausendfältige Erfahrungen vorhanden, daß dem nicht ganz so sei, daß jedes Feld durch anhaltendes Bauen und Ernten auf

demselben bis zur Unfruchtbarkeit herabgebracht werden konnte. Man suchte die Ursache dieser Erscheinung darin, daß jede Pflanze an ihrer Wurzel Stoffe ausscheide, die ihr selbst nachtheilig, einer andern aber nützlich sein könnten, womit man den sichtbaren Erfolg des Fruchtwechsels in Zusammenhang brachte. Diese Ansicht konnte aber nicht die richtige sein, denn seit Jahrtausenden wuchs in den Savannen, in den Pampas dieselbe Pflanze auf derselben Stelle mit gleicher Ueppigkeit, und der einzige Unterschied gegen das Ackerfeld und die Wiese des Landmanns bestand darin, daß in den Savannen niemals geerntet wird, hier aber in jedem Jahre.

Es mußten also mit der Ernte Stoffe weggenommen werden, die durch die Atmosphäre nicht wieder ersetzt werden konnten. Auf diesem Wege des richtigen Denkens und Schließens kam Liebig zu dem großen Satze, der eigentlich die greifbare Grundlage der neueren Agricultur bildet: daß die Aschenbestandtheile der Pflanze mit zum Leben der Pflanze gehören, daß sich die Pflanze ohne eine gewisse Menge dieser nichtflüchtigen Stoffe gar nicht ausbilden kann. Ohne Zweifel hat Liebig Arbeiten ausgeführt, die eine weit größere geistige Begabung und Anstrengung voraussetzen, als die Entdeckung dieses Satzes, aber eben so sicher haben alle seine Arbeiten zusammen genommen und die seiner Zeitgenossen mit hineingeschlossen keinen solchen ungeheuren Einfluß auf die Geschicke der Menschheit ausgeübt und sind noch bestimmt, einen größeren auszuüben, als dieser so einfache Satz, der jetzt, wo er ausgesprochen ist, sich gleichsam von selbst versteht, den jeder Wanderlehrer, jeder einsichtsvolle Landmann täglich im Munde führt und zur Richtschnur seines Handelns macht. Dieser Satz ist darum so wichtig geworden, weil es der einzige ist, der die Nachhülfe des Menschen beim Erzeugen von Pflanzen unerläßlich macht. Während die flüchtigen Bestandtheile der Pflanzen von dem Winde in alle Weltgegenden getragen werden und jeder Pflanze von den Gipfeln des Himalaya bis in die Tiefen des Meeres, von den üppigen Gestaden von Ceylon und Amboina bis zu den äußersten Zacken von Spitzbergen zugänglich sind, bewegen sich die feuerbeständigen, an der Scholle haftenden Aschenbestandtheile nur um die Breite eines Strohhalmes im Jahre, werden zwar immer wieder gleichmäßig in der Erde vertheilt, aber erhalten keinen Ersatz für den weggeführten Antheil. Sobald dieser Satz einmal erkannt war, nahm der praktische Theil der Wissenschaft eine andere Gestalt an: der Mensch konnte und mußte seine ganze Thätigkeit auf den Ersatz dieser durch den Ackerbau dem Felde nothwendig entzogenen Stoffe

richten. Zwar hatte man auch schon früher die Nützlichkeit und Nothwendigkeit des Düngens durch Erfahrung erkannt, und man hatte zu allen Zeiten die Abgänge des Lebens zu diesem Zwecke verwendet, wo sie sich als nützlich erwiesen und zu keinem anderen Zwecke brauchbar waren; allein man wußte nicht, welche Stoffe man dem Acker in den Abgängen wiedergab, und man hatte keinen Bedacht darauf, daß dieselben in keinem Falle hinreichen können, um dem Acker für dasjenige Ersatz zu geben, was in den ausgeführten, verkauften Früchten, Thieren an Aschenbestandtheilen enthalten war. Dies war die erste große Anwendung, die Liebig von den gewonnenen Aufschlüssen machte, daß er mit mathematischer Bestimmtheit nachwies, wie jedes noch so fruchtbare Feld bei dem gewöhnlichen Betrieb des Ackerbaues mit bloßer Benutzung des eigenen Düngers der Verarmung und Unfruchtbarkeit anheim fallen müsse. Diese unentbehrlichen Aschenbestandtheile der Pflanze waren nun eine gewisse Menge schwefelsaurer Salze, Gyps, um dem Eiweiß die nöthige Menge Schwefel, die ihm niemals fehlt, zu geben, dann Phosphorsäure, die als phosphorsaurer Kalk in jedem Boden, welcher Pflanzen trägt, enthalten sein muß, endlich eine gewisse Menge Kali, welches in der Asche aller Pflanzen enthalten ist. Diese Stoffe sind es nun, die im natürlichen Laufe der Dinge von selbst wieder in den Boden zurückkehren, die ihm aber beim Ackerbau entzogen werden und deshalb von anderswoher entnommen und der Scholle erstattet werden müssen, und so geht das wichtigste Bestreben des praktischen Landmanns dahin, diese Stoffe möglichst wohlfeil und in genügender Menge zu diesem Zwecke zu erhalten. Die Wissenschaft geht ihm hilfreich an die Hand; sie untersucht die Felsen, die Gesteine, die Abfälle der Industrie auf den Gehalt an diesen Stoffen und bietet sie richtig vorbereitet dem Landmanne dar. Die entfernten Küsten des Stillen Meeres werden danach durchforscht, und Schätze von unendlichem Werthe, die seit Jahrtausenden nutzlos angehäuft lagen, werden in den Verkehr gezogen, wo sie Leben schaffen. Allen diesen Thaten der Industrie mußte das Wissen vorausgehen, und so groß ist das Uebergewicht des Geistes über die rohe Materie, daß ohne den ersten Gedanken noch heute der Ackerbau so stehen würde wie vor 1840, voll ewiger Noth und Klemme durch den Düngermangel.

Aber auch auf benachbarte Gebiete verbreitete sich der Segen der geistigen Eroberung.

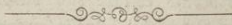
Mit der genauen Erkenntniß der Nahrungsmittel und der Theile

des thierischen Körpers ergab sich das merkwürdige Resultat, daß das Thier nur solche Stoffe als seine Nahrung benutzen kann, die schon in der Pflanze die Zusammensetzung des thierischen Körpers haben. Das Pflanzeneiweiß im Heu und Klee unterscheidet sich nur in der Form von jenem im Rinde oder Geflügel, und dies gar nicht mehr von jenem im Menschen, so daß die Graspflanze den Stoff für das Gehirn des Denkers zuerst schafft. Der berühmte Physiologe Johannes Müller war von der Bedeutung der von Liebig gewonnenen Aufschlüsse auf diesem Felde so ergriffen, daß er den Druck der 2. Auflage seiner Physiologie einstellen ließ. Es war in den 30er Jahren, daß Johannes Müller gerade in Coblenz, seiner Geburtsstadt, anwesend war, als auch Liebig zufällig dahin kam. Beide kannten sich noch nicht persönlich. Ich vermittelte eine Zusammenkunft im Gasthose Bellevue, und als ich Müller in den Salon führte, traten sich die beiden Männer mit ausgebreiteten Armen entgegen und umarmten sich, wie einst die beiden Kaiser auf dem Floße zu Tilfit. An jenem Abende trug Liebig vorzugsweise die Kosten der Unterhaltung und fesselte Müller durch den Reichthum seines Geistes und die Großartigkeit seiner Ansichten. Es war diesmal mehr von Physiologie die Rede.

Die Erkenntniß der Gesetze der Natur führte Liebig zu einem ganz unerwarteten Verständniß der Weltgeschichte. So wie einst die Constituanten an die Spitze ihres Werkes den Satz stellte, daß die Unkenntniß, das Vergessen oder Verachten der Rechte des Menschen die einzige Ursache des öffentlichen Unglücks und des Verderbnisses der Regierungen sei, so kam Liebig zu dem Ausspruche: daß die Unkenntniß und Verletzung der Gesetze der Natur die wesentlichste Ursache von dem Untergange der Nationen und den Umwälzungen in der Geschichte sei. Alle Völker mußten, wenn sie die Fruchtbarkeit ihres Bodens durch eine Reihe von Jahrhunderten vernichtet hatten, von ihren Sizen weichen, oder wurden die Besiegten eines benachbarten Volkes. Die Völkerwanderungen waren eine Folge des verletzten Naturgesetzes, und die Mariche, die Geiseriche, die Attilas waren nicht die Treibenden, sondern die von der Noth Getriebenen. Die Blüthe Griechenlands war wegen der Kleinheit der fruchtbaren Küsten eine rasch vorübergehende, und schon zur Zeit Philipp's konnte es wegen Mangels an Weizen dem listigen Eroberer keinen Widerstand mehr leisten. Die tausendjährige Herrschaft Roms erklärt sich daraus, daß es als Sieger von seinen Besiegten die Lebensbedürfnisse erzwang, bis auch hier die

Bodenkraft von Sicilien, Nordafrika, Kleinasien durch die Cloaca maxima in das Tyrrhenische Meer geflossen war. Nie war Italien so bevölkert, als zur Zeit der Landung des Aeneas, und nie war Griechenland so voll- und städtereich, als zu jener Zeit, von der uns der Schiffs-katalog des Homer berichtet. Die Namen der Städte aus Kleinasien und Mesopotamien, Susa, Palmyra, Gebatana, Babylon, Ninive, Persepolis, Sardes, klingen uns wie Sagen von einem Lande, wo jetzt kaum ein Hirte unter den Säulenstumpfen einer großen Vorzeit Schatten sucht. Und was hat diese grause Veränderung bewirkt? Die Unkenntniß der Gesetze der Natur; die Zerstörung der Fruchtbarkeit des Bodens durch den Raubbau. Zuletzt mußte jedes Volk „die Götter in dem Busen tragend“ auswandern und frische noch naturkräftige Länder suchen, bis auch diese durch denselben Vorgang als Wüsteneien verlassen werden mußten. So hat sich die Weltber-schaft von Süden herauf nach dem Norden verlegt, weil hier noch uner-schöpfter Boden lag, und würde auch von hier weichen müssen, wenn wir nicht unterdessen das Naturgesetz kennen gelernt hätten. In diesem Sinne können wir sagen, daß Liebig der Menschheit die Erde wiedererobert hat, wenn er sie die Gesetze kennen lehrte, nach welchen die Fruchtbarkeit des Bodens wiederhergestellt werden kann, und die uns gestatten, ein Jahr-tausend und noch länger auf derselben Scholle zu bleiben. Die Eroberer der Vorzeit, die Tamerlane, die Dschengiskhane gingen wie ein Orkan vorüber und hinterließen keine andere Spur ihrer Anwesenheit, als zerstörte Städte und vernichtetes Menschenglück. Die Eroberung Liebig's ist von ewiger Dauer und die erste Bedingung zum Traum des ewigen Friedens. Die Erfindung der Buchdruckerkunst und der Dampfmaschine sind nicht von so weltgeschichtlicher Bedeutung, als die Agriculturchemie Liebig's, denn die Benutzung jener hätte kein Volk gegen Erschöpfung seines Bodens, gegen Hungersnoth geschützt; und so können wir mit einem Ausspruche unseres großen Königs, womit wir begannen, auch schließen, welcher sagte, daß derjenige von zwei gleich mächtigen Feinden den Sieg behalten würde, der den letzten Thaler in der Tasche hätte, wenn wir diesen Satz in Agriculturchemie übersetzen, daß dasjenige Volk am längsten Herr in seinem eigenen Lande bleiben wird, welches das letzte Pfund phosphor-sauren Kalk in seinem Boden hat.

Friedrich Mohr.



Die Kunst im Handwerk.

Von

Alfred Woltmann.

In unserer Zeit werden Kunst und Handwerk durch eine Kluft getrennt, welche frühere Epochen nicht kannten. Unsere Akademien, welche das Monopol aller Kunst zu besitzen glauben, pflegen auf sogenannte technische Künste, auf das mit künstlerischem Sinn zu betreibende Handwerk vornehm herabzusehen. Das Publikum theilt im Allgemeinen dieses Vorurtheil, und wird vielfach gar durch die Aesthetik noch darin bestärkt. Was dem Nutzen dient, heißt es, habe mit der Kunst nichts zu thun. Nun ist freilich wahr, daß die künstlerische Schönheit als solche dem Nutzen nicht dient. Was aber soll ihr verbieten, sich an einem Gegenstande, der Nutzen bringt, zu entfalten, sich mit einem Dinge, das einen bestimmten Zweck erfüllt, zu verbinden? Gerade die Gegenstände, welche dem täglichen Gebrauche dienen, bieten zuerst dem künstlerischen Trieb Veranlassung sich zu äußern. Lang ehe Bilder gemalt und Statuen geformt werden, macht die Decke, mit der man sich schützt, und das Thongefäß, in welchem man Wasser schöpft, den Menschen zum Künstler, indem er den Zweck dieser Gegenstände und die Gesetzmäßigkeit ihrer Herstellungsart in freier Weise anschaulich zu machen strebt.

Von aller Herrlichkeit griechischen Kunstsinnes legen uns die unscheinbarsten Stücke des Hausrathes ebenso deutlich Zeugniß ab als die glänzendsten Leistungen der Baukunst und Bildnerei. Nicht daß Phidias den Zeus von Olympia schuf, machte die Griechen zum Volk der Kunst, sondern daß Alles schön sein mußte, was sie gebrauchten und womit sie sich

umgaben, jedes Gefäß und jedes Geräth, die Ausstattung des Hauses und das Kleid des Menschen, daß sie ebenso für Gesetzmäßigkeit der Form und Schwung der Linien bei der Thonvase ein Auge hatten, als für Ebenmaß der Bildung bei der menschlichen Gestalt. Der Handwerker, der ein solches Gefäß aus dem bescheidensten Stoff schuf, war mit der ganzen künstlerischen Bildung, die seine Nation besaß, erfüllt.

Auch im Mittelalter spricht sich das, was die Zeit an künstlerischem Sinn und Vermögen besaß, ebenso sehr in den Arbeiten der Kunstindustrie als in den himmelanstrebenden Domen aus. Es kann keine sprechenderen Proben damaliger Kunst und Cultur geben als die gestickten Meßgewänder, die emaillirten Reliquienschrine, die Kelche, Leuchter, Rauchfässer aus Bronze, Silber und Gold. Die Art freilich, wie damals Kunst und Handwerk verbunden waren, wich ganz vom Alterthum ab. Als seit dem 12. und 13. Jahrhundert die Kunst aus den Händen der Geistlichen in die der Laien überging, waren es einfache Handwerker, zünftige Meister, die sie übten. Die Maler hielten ihre Erzeugnisse in ihren Buden feil, hatten ihre Gesellen und Lehrbuben, verschmähten die untergeordnetesten Aufträge, wie Laden- und Wirthshauschilder, nicht. Aus Hans Holbeins Jugendzeit ist uns im Baseler Museum noch das Aushängeschild eines Schulmeisters erhalten. Lukas Cranach zieht mit seinen Gesellen von Wittenberg nach Torgau, um ein Haus und eine Gartenmauer anzustreichen. Anfang des 16. Jahrhunderts beschwert sich einmal die Baseler Malerzunft beim Rath, daß die Krämer falsche Bärte und Fastnachtmasken feil hätten, was doch nicht ihnen zukäme, sondern allein den Malern. Peter Vischer, Deutschlands größter Bildhauer, war ein Rothgießermeister, dessen weit und breit berühmte Gießhütte die prächtigsten Statuen und Denkmäler, aber auch die gewöhnlichsten Metallgefäße lieferte, und an die Rückseite seines Sebaldusgrabes hat der wackere Meister sich selber recht als Handwerker, in Kappe und Schurzfell, hingestellt. Seine höchste Verklärung findet endlich der schlechte deutsche Handwerksfenn in Albrecht Dürer, bei dem indeß schon der Conflict mit der veränderten Auffassung einer neuen Zeit eintritt. Dürer kann sich nicht entschließen, Bilder nach alter Art zu fabriciren, sondern liebt, seine Gemälde eigenhändig und mit höchster Sorgfalt auszuführen. Deshalb macht er schlechte Geschäfte beim Malen und legt sich des Erwerbes wegen auf die vervielfältigenden Künste, sticht in Kupfer, zeichnet auf den Holzstock und streut so alle Fülle seiner Erfindung durch die Welt. Dabei schnitzt er in Speckstein, bossirt in

Wachs, keine Technik verschmäh't er und erscheint nirgends so groß als bei dieser Treue im Kleinen.

Als aber Dürer seine Reise nach Venedig macht und die ganz andere Lebensstellung der dortigen Künstler kennen lernt, da schreibt er dem Freunde, er sei ein Gentilom zu Venedig worden, und als er scheiden muß, ruft er aus: „O, wie wird mich nach der Sonne frieren; hier bin ich ein Herr, daheim ein Schmarozer.“ In Italien war die Renaissance zum Siege gelangt, welche die geistige Richtung des classischen Alterthums wieder wachrief. Wie dieses stellte sie die Kunst in den Mittelpunkt aller höheren Interessen. Nur in Athen zu Perikles Zeit war die Kunst ein so allgemeines Lebensbedürfnis gewesen wie hier. Die Ersten und Vornehmsten, die Herrscher und Freistädte, die Kirche und die weltliche Macht wetteiferten in ihrer Pflege, der Sinn für das Schöne war ein Gemeingut der Nation. Ein Michelangelo und ein Raffael standen wie Fürsten da; höher hatte selbst die griechische Welt ihre großen Künstler nicht geachtet.

Aber wenn sich hier auch der Künstler, in seiner äußeren Stellung wie in seinem Kunstbetriebe, von den Fesseln des Handwerks frei machte, so trat dennoch kein Bruch zwischen Kunst und Handwerk ein. War im Mittelalter der Künstler ein Handwerker gewesen, so ward in der Neuzeit der Handwerker zum Künstler. Die neue glorreiche Stellung, welche die Kunst im Culturleben der Nation errungen hatte, führte nicht dahin, daß sie sich vom Handwerk losriß, sondern dahin, daß sie das Handwerk zu sich emporhob. Die Maler und Bildhauer des Mittelalters, die sich noch nicht als Künstler fühlten, ließen ihre Person hinter ihren Werken verschwinden; nur selten ist uns ihr Name bewahrt. Im Gegensatz hierzu sind die Kunsthandwerker der italienischen Renaissance, der Tischler, der Glaschleifer, der Goldschmied, der Majolica-Fabrikant, dafür besorgt, ihre Namen zu verewigen, sie schreiben ihn an ihre Erzeugnisse, und Mittelwelt und Nachwelt behalten ihn im Gedächtnis. Die berühmtesten Maler Italiens wenden ihre Theilnahme der Kunstindustrie zu und machen Entwürfe für dieselbe. Was that nicht Raffael für die Ausbildung der modernen Decoration in den Loggien des Vatican, und nicht nur die heitere ornamentalen Malereien, welche sein Schüler Giovanni da Udine so anmuthig ausführte, auch Varile's holzgeschnitzte Thüren wurden unter seiner persönlichen Leitung gearbeitet. So widmet auch Michelangelo sein Genie der Kunsttischlerei; die großartige Decke der

Bibliotheca Laurenziana zu Florenz ist seine Erfindung. Fast alle großen Meister der italienischen Renaissance waren Baumeister, Bildhauer, Maler zugleich, und noch mehr als das: sie hatten überall das Ganze der Kunst im Auge. Galt es etwa ein großartiges Bauwerk zu errichten, so ersann der Meister nicht nur den Grundriß und die Fagade, sondern auf die ganze Ausstattung hatte er Acht. In seinen künstlerischen Plan gehörten die geschnitzten Thüren und das Getäfel, die farbenprangenden Gobelins der Wände, die Malereien der Decken, das Mosaik der Fußböden mit hinein, ja, nicht nur die Decoration der Räume, sondern auch die Möbel in ihnen, und selbst die Gefäße und Geräthe auf diesen Möbeln, die Teller von Majolica, die Schüsseln und Becher von edlem Metall. Alles galt dem Meister nur als eine Kunst, groß und untrennbar, und nur einem Zweck entgegenstrebend: das ganze Leben mit Schönheit zu durchtränken. Aehnlich ward es auch in Deutschland, als hier die Renaissance von Italien her eindrang. Der echte Vertreter der deutschen Renaissance, Hans Holbein, dem es daheim in den Schranken der Kunst zu eng ward, und dem die glänzendere Stellung am Hofe eines fremden Königs besser behagte, war zwar nicht mehr, wie Dürer, selbst im Handwerk thätig, entwarf aber Vorbilder für die mannichfachsten Zweige der Industrie, machte Zeichnungen zu Bechern und Schalen, zu Degengriffen und Dolchscheiden, zu Medaillen, Uhrgehäusen, zur Fassung von Juwelen, selbst zu den Rockknöpfen Heinrichs VIII. Es ist nicht leicht, uns einen Begriff von der Höhe zu machen, auf welcher das deutsche Kunstgewerbe um die Mitte des 16. Jahrhunderts stand. Damals wurden, um ein Beispiel zu nennen, die Prachtrüstungen der französischen Könige in Deutschland, bei den Waffenschmieden von Augsburg und München bestellt. Die Entwürfe dazu sind noch im Münchener Kupferstichcabinet, dessen Conservator, Herr von Hefner-Alteneck, sie vor wenigen Jahren der Vergessenheit und Nichtachtung entriß und kürzlich in Photographien herausgegeben hat. Eine so weit reichende Geltung deutscher Kunst war ehrenvoll und zugleich von großem materiellem Vortheil für unser Volk; uns, die wir uns heut in Sachen des Geschmacks vom Abhub der Franzosen nähren, kommt das fast unbegreiflich vor. Rein durch seine künstlerische Bedeutung nahm das deutsche Handwerk eine solche Stellung auf dem Markt von Europa ein.

Welchen Gegensatz hierzu bietet unsere Zeit dar, in welcher die Wege von Kunst und Handwerk auseinander gegangen sind! Die Kunst hat

ihren Boden und das Handwerk seinen Halt dadurch verloren. Ende des vorigen Jahrhunderts war die Kunst der Entartung und der Auflösung anheimgefallen. Nur ein entschiedener Bruch mit diesen Zuständen konnte eine neue, gesunde Kunstentwicklung möglich machen. Freilich wurde damit zugleich das Band zerrissen, welches die Kunst mit der Ueberlieferung vieler Jahrhunderte verknüpfte, dieser Ueberlieferung, die vor Allem lehrt und darthut, wie die Kunst stets aus dem sicheren Grunde des Handwerks erwächst. Diesen Bruch hatte die Kunst selbst am schwersten zu empfinden. Während sie den höchsten Zielen nachstrebte, den größten Ideen Ausdruck zu geben rang, blieb sie gerade nach der handwerklichen Seite hin zurück, und dies bringt es mit sich, daß der heutigen Kunstentwicklung die rechte Consequenz und Sicherheit fehlen. Das Handwerk aber, als die idealen Bestrebungen sich von ihm abwandten, fiel den realen Bestrebungen desto ausschließlicher in die Hände. Unsere Zeit ist eine vorzugsweise industrielle gerade durch diese Fortschritte auf realem Gebiete. Die glänzende Entwicklung der Naturwissenschaft kommt im höchsten Maße der heutigen Industrie zu Statten, welche so unermülich und so massenhaft wie noch nie producirt. Immer ausgehnter wird die Kenntniß der Stoffe, welche die Natur bietet, immer mannichfaltiger werden die Mittel, diese Stoffe zu bearbeiten und zu verwerthen. Aber wie sehr auch einerseits unter solchen Verhältnissen die industrielle Thätigkeit unserer Tage weit über alle Epochen der Vergangenheit hinausreicht, ebenso sehr scheint andererseits die Industrie gerade durch die Masse dessen, was die Wissenschaft ihr zuführt, erdrückt zu werden. Die Entdeckungen und Erfindungen häufen sich und verdrängen einander. Was in diesem Augenblick als etwas Neues eingeführt wird, ist schon im nächsten Augenblick wieder veraltet. Man hat gar nicht Zeit gehabt, sich wirklich hinein zu leben und darüber Herr zu werden, was hoch für das künstlerische Gestalten unbedingt nöthig ist.

Denn Zweierlei ist maßgebend für die künstlerische Gestaltung jedes technischen Erzeugnisses:

Erstens: der Zweck und Gebrauch des Gegenstandes, die in anschaulicher Zweckmäßigkeit darzustellen sind;

Zweitens: der Stoff, dessen Wesen und dessen Bearbeitungsart sich auf freie Weise in der äußeren Erscheinung aussprechen müssen.

Um das durch Beispiele darzuthun, zeigen wir dem Leser hier ein paar Gefäße verschiedenen Stoffes und verschiedenen Gebrauches. Wir

haben absichtlich die einfachsten Muster gewählt*), denn die künstlerische Schönheit kann sich auch mit den geringsten Mitteln und am einfachsten Gegenstände entfalten. Dabei gehören sie den verschiedensten Kunstepochen an. Die ersten beiden Muster stammen aus dem Alterthum und sind von gebranntem Thon, der für die Gefäßbildnerei der ursprüngliche Stoff ist. Beiden Gefäßen in ihrer der Rundung zustrebenden Form sieht man an, daß sie auf der Drehscheibe hergestellt sind. Ebenso wie der Stoff und das Verfahren bei der Herstellung ist nun die Nutzung des Gefäßes für seine Form bestimmend. Selbst bei Prachtvasen, die nur zum Schmucke der Räume dienen, muß wenigstens die Voraussetzung eines bestimmten praktischen Gebrauchs vorhanden sein, wenn ihre Gestalt irgend bedeutungsvoll sein soll. Der nächstliegende und allgemeine Dienst, den ein Gefäß zu leisten hat, ist, wie schon der Name sagt, das Fassen, das heißt das Aufnehmen und Einschließen einer Flüssigkeit oder auch einer Mehrzahl fester Gegenstände. Dann gibt es Gefäße zum Schöpfen, wie der Eimer, der Löffel, zum Einfüllen, wie der Trichter, zum Ausgießen, wie die Kanne.



Wir haben hier zunächst einen antiken Kyathos, welcher dazu diente, den Wein aus dem Mischkessel zu schöpfen und in die Trinkschalen zu füllen. Diese Form hat sich aus dem Löffel entwickelt; an Stelle des Stiels ist ein Henkel getreten, und der Bauch des Gefäßes ruht auf einem Untersatz oder Fuß. Durch die Art, wie sich diese Nebenbestandtheile, Fußgestell und Handhabe, an den Kern des Gefäßes schließen, wird dies erst zu einem wirklichen Organismus,

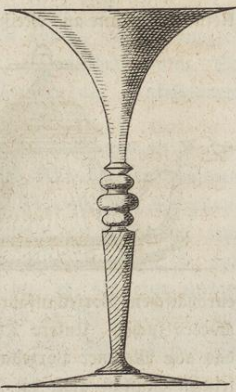
in sich gegliedert und sich dennoch zur vollen Einheit der Form zusammenschließend. Bei diesem Kyathos ist der Fuß von bescheidener Ausbildung, desto mehr ist der Henkel entwickelt, denn im Allgemeinen erfüllt dieser Schöpfer nur so lange seine Bestimmung, als er in der Hand des Menschen ruht. Es ist ein Ohrhenkel, wie man den aufrecht stehenden Henkel nennt, von bequemer, ansprechender Form, so daß er zum Anfassen gleichsam ein-

*) Dieselben hat der Verfasser seinem Freunde, Herrn Baumeister W. Gottheiner, zu danken, der sie nach Originalen des königlichen Museums zu Berlin gezeichnet hat. Der Kyathos trägt die Nr. 136, die Gußkanne Nr. 2025 in der Vasensammlung des Antiquariums. Die Theekanne und das Venetianische Glas sind im zweiten Saal der Kunstkammer aufgestellt.

ladet. Der Bauch ist oben am weitesten, weil kein Bedürfniß vorhanden ist, die Flüssigkeit abzuschließen, die nicht lange darin bleibt.

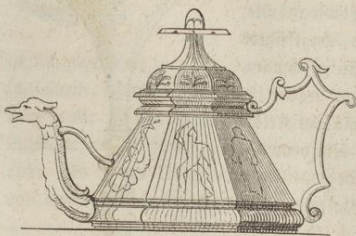
Dagegen ist die folgende Gußkanne nicht blos zum Ausgießen, sondern auch zum Bewahren der Flüssigkeit bestimmt und verengt sich deshalb nach der Oeffnung zu. Auch hier ist der Fuß nicht sehr entwickelt, desto entschiedener aber der Henkel und der Hals. Dieser dient ebenso dem Einfüllen als dem Leeren des Gefäßes, und diesen doppelten Gebrauch haben die Griechen wohl zu charakterisiren gewußt. Sie formten den Hals als einen doppelten Trichter, der, um seinen Zweck zu erfüllen, sich nach oben wie nach unten erweitert. Wäre hier die engste Stelle des Halses nicht in seiner Mitte, sondern dicht am Bauch des Gefäßes, so würde dies nur als ein ausgehendes, nicht als ein einnehmendes charakterisirt sein. Während der Bauch vollkommen glatt bleibt, tritt da, wo er sich an den Fuß und den Hals schließt, eine Gliederung ein, und auch die engste Stelle des Halses ist durch einen Ring, das zusammenhaltende und verknüpfende Glied, umspannt. Der Hals mündet in einen geschweiften Ausguß, der gemeinschaftlich mit dem Henkel dem Gefäß eine bestimmte Richtung, ein entschiedenes Vorn und Hinten, gibt. Gerade bei Henkel und Ausguß kann der Töpfer sich als Künstler zeigen, hier schafft er ohne Drehscheibe und formt den Thon aus freier Hand. Diese Theile geben dem Gefäß erst die bestimmte Physiognomie; zugleich sind sie meist als etwas Angefügtes charakterisirt, sind zum Beispiel häufig schwarz, während die Grundfarbe des Ganzen braun ist.

Der dritte Holzschnitt giebt uns ein Kelchglas venetianischer Fabrik, welche seit dem 15. und 16. Jahrhundert den wahrhaft classischen Styl für die Bearbeitung des Glases ausgebildet hat. Seinem Gebrauch nach ist es ein Trinkglas, und so scheint sein Rand überall der Lippe entgegenzustreben. Das Gefäß erweitert sich nach oben, denn das Getränk, welches es aufnehmen soll, darf eine größere Oberfläche



darbieten; es ist ein edler Wein, der auch durch seinen Duft erfreut. Der Fuß ist schlant und zierlich ausgebildet, zugleich aber so gestaltet, daß man an ihm das Gefäß bequem angreifen und halten kann. Unten auf breiter Fläche ruhend, zieht er an mehreren Stellen seinen Durchmesser auf das Aeußerste ein, der unbegrenzten Dehnbarkeit entsprechend, welche das Material erlangt, wenn es sich in dem zu seiner Bearbeitung nöthigen Grade der Erwärmung befindet. Ebenso deutlich, wie jene auf der Töpferscheibe hergestellten Gegenstände sich als Drehungskörper kundgeben, verräth das Glas, daß es mittels Blasens hergestellt ist. Mag es sich entfalten oder verengen, überall glauben wir noch die Kraft wirksam zu sehen, welche durch Luftdruck von innen heraus der erweichten, zähen Masse eine nach allen Seiten hin gleichmäßige Gestalt gab, und für welche keine Form bezeichnender ist als die schlante und gestreckte, wie wir sie hier finden. Die venetianischen Gläser werden allen Eigenthümlichkeiten des Stoffes gerecht, seiner Leichtigkeit und seiner Durchsichtigkeit, ja nehmen auch dem künstlerisch empfindenden Auge zu Liebe auf seine Zerbrechlichkeit Rücksicht. Heut sind Weingläser Mode, deren Fuß aus einer ungliederten, ganz dünnen Röhre besteht. Diese wirken beängstigend für das Auge, man scheut sich, sie anzugreifen; sie sind eben so unzweckmäßig als häßlich. Das Glas unseres Holzschnittes dagegen überwindet die Zerbrechlichkeit für den Anblick, der Fuß scheint bei aller Zartheit dennoch Kraft und Elasticität zu offenbaren.

Unser letztes Beispiel aus dem Gebiet der Gefäßbildnerei ist eine kleine Theekanne aus Meißner Porzellan. Die Behandlung dieses Materials



zeigt den künstlerischen Sinn des 18. Jahrhunderts vielleicht von seiner originellsten Seite. Der Geschmack, den er sich hier gebildet hat, wirkt auch auf die höheren Kunstgebiete, namentlich die Baukunst ein und hat den Styl des Rococo erzeugt. Nicht in Paris, sondern in nächster Nähe der ersten

europäischen Porzellanfabrik, in Dresden, muß man die Wurzeln des Rococo suchen. Unsere Theekanne, chinesische Formen nachahmend, was das alte Meißner Porzellan in schönster Weise zu thun pflegte und unter seinem Einfluß auch die Dresdner Architektur mit etwas weniger Glück

versucht, ist zunächst für den Zweck, welchen sie erfüllt, ungemein bezeichnend. Die obere Oeffnung dient nur zum Einnehmen, nicht zum Ausgießen der Flüssigkeit, deshalb hat sie den Charakter des Abschließenden. Es fehlt die Lippe, welche sich nach außen neigt. Der Bauch, unten am weitesten, verengt sich nach der Mündung zu, diese aber nimmt den Deckel auf. Ein Knopf, der zum Abheben oder Aufsetzen dient, bildet die Mitte des Deckels, und dieser entfaltet sich von hier aus strahlenförmig, indem er die Gestalt eines wirklichen Kuppeldaches annimmt. Zum Ausgießen dient eine besondere Dille in Gestalt eines Straußenhalses, dessen Sich-Vorstrecken sehr charakteristisch ist. Solche Thiermotive sind bei chinesischen Arbeiten beliebt, waren aber an ähnlichen Stellen auch schon bei den Griechen in Gebrauch und ganz gerechtfertigt, indem gerade an diesem Theile das Gefäß ein erhöhtes Leben zu gewinnen scheint. Auch bezeichnet ein derartiges Motiv desto entschiedener die Richtung des Gefäßes, für welche überhaupt, wie wir schon sahen, der Ausguß bestimmend ist. Dille, Deckel und Henkel haben hier eine stark ausgeschweifte kecke Form, — der Henkel übrigens trotz dieser unregelmäßigen Gestalt gleichsam einladend zum Angreifen, — und der Bauch des Gefäßes bietet eckige Formen und scharfe Umrisse dar. Das ist im höchsten Grad für das Material bezeichnend. Das Porzellan wird ja nicht aus freier Hand oder auf der Drehscheibe geformt, sondern gegossen und strebt nicht wie der Thon dem Runden zu, sondern liebt Formen, die geschnitten und geschliffen erscheinen, wie geschliffene Edelsteine, denen ja auch die Härte entspricht, welche die Masse bei sehr starker Gluth erreicht. Und dazu kommt noch die schöne, glänzende Emailfarbe, deren das Porzellan fähig ist, von den zart-durchsichtigen bis zu den dunkel-leuchtenden Tönen, wie kein anderes Material, über das die Gefäßbildnerei verfügt, sie annehmen kann. So ist auch unsere kleine Kanne mit goldenen Figuren auf dunkelblauem Grund sehr wirksam geziert.

So wußte das vorige Jahrhundert, über das wir uns in Sachen des Geschmacks weit erhaben glauben, für dies Material den richtigen Styl zu finden. Und nun treten wir vor die Auswahl von Porzellan-gegenständen, welche die königliche Porzellanmanufactur zu Berlin, eine seit langer Zeit berühmte Staatsanstalt, die so glücklich gestellt ist, daß sie keine Concurrenz zu fürchten hat, von der es als eine ausgemachte Sache gilt, daß Geschmack und Kunstsin in ihr herrschen, zur Pariser Ausstellung entsandt hat. Da sehen wir eine Reihe schöner und

prachtvoller Gegenstände, das ist richtig, aber fast die Hälfte alles Ausgestellten besteht aus einer Gattung von Erzeugnissen, die in stilistischer Hinsicht durchaus verwerflich ist: Nachahmungen anderer Stoffe in Porzellan. Wir finden Nachahmungen von italienischen Majolicageschirren, bei deren Originalen wir bewundern, wie ihre Verfertiger auch bei allen Beschränkungen, die ihnen dieser Stoff in Form und Farbe auferlegt, künstlerische Leistungen hervorbrachten, während dieser Mangel an Relief und diese eng begrenzte Farbenleiter keine Berechtigung im Porzellan haben, dem gerade die scharf ausgesprochene Form, die reichste, glänzendste Färbung entspricht. Und was sollen ferner deutsche Thonkrüge nach Art des 16. Jahrhunderts — aus Porzellan? Der Mangel an Formbestimmtheit bei den bildlichen Darstellungen und der gelblich-graue Grundton sind ja nicht absolut schön, sondern nur die natürlichen Eigenschaften des Thonmaterials, und lassen sich in diesem weit billiger, bequemer, ja auch besser herstellen. Wozu solche Kunststücke, mag die Täuschung auch noch so vollständig sein! — das heißt bis auf jenen Thonkrug aus Porzellan, der bei seiner Maskeade völlig aus der Rolle fällt, da in seiner Mitte die scheinbare Thonmasse durch einen wirklichen Porzellanstreifen mit einer zierlichen Ansicht von Babelsberg in natürlichen Farben auf weißem Grund unterbrochen wird. Nichts Sinnloseres und Geschmackloseres läßt sich denken als das! Einheit und Gleichartigkeit der Masse ist die erste und nothwendigste Bedingung jedes Gefäßes. Jedermann weiß, daß es keine Krüge geben kann, die aus gebranntem Thon und aus Porzellan gemeinschaftlich bestehen. Beide Stoffe lassen sich nicht verbinden, der eine verträgt die Hitze, die der andere beim Brennen fordert, nicht.

Das ist ein Beispiel jenes Hauptfehlers, in welchen die heutige Industrie so leicht verfällt. Indem sie sich gänzlich von der Kunst gelöst hat, schlagen ihr gerade die auf anderen Gebieten gewonnenen Vortheile zum Nachtheil aus. Die Leichtigkeit, mit welcher die Hilfsmittel der Gegenwart die verschiedensten Stoffe bewältigen lassen, führen zur Unklarheit über die Stoffe selbst und die Bearbeitung, die ihrem Wesen entspricht. Jeder Industrielle ahmt die Stoffe des andern nach. Durchsichtigkeit ist eine Haupteigenschaft des Glases, und heute macht man Glasgefäße, die aussehen wie Porzellan. Weichheit und Geschmeidigkeit ist die Eigenschaft des Filzes, und wir tragen steife Filzhüte in einer Cylinderform, wie sie vielleicht für gußeiserne Röhren paßt. Antike Bronze-Candelaber werden in Porzellan, leichte Metallkrüge in hartem Steingut nachgeahmt. In

unsern Prachtsälen finden wir geschnitzte Holzdecken aus Stuck, obgleich die Stückmasse ihren besonderen Styl hat und eine weit freiere Entfaltung künstlerischer Mittel erlaubt. Unsere Damen machen Lederarbeiten, die wie Holzschnitzerei aussehen, und tragen Broschen und Armbänder, die der Goldarbeiter aus ledernem Riemenzeug geflochten zu haben scheint. Der gewöhnliche Stoff nachgeahmt im edelsten Metall! Kann die Sinnlosigkeit klarer zu Tage liegen! Aber das Leder ist gerade Mode, und so sieht heute Alles wie Leder aus: mit Lederriemen sind die Porzellantassen umschlungen und in Lederriemen bauen sich die Tischfüße auf. Dafür ist aber morgen wieder die Korbsflechterei an der Tagesordnung, und nun scheint Alles Korbgewebte zu sein, die Schalen aus Thonmasse und die gußeisernen Gartenstühle. Nicht daß Etwas schön sei, sondern daß es „modern“ sei, verlangt der heutige Geschmack. Dieser Gier nach dem Neuen kann die künstlerische Erfindung nicht genügen, und so tritt die unkünstlerische Laune an die Stelle.

Ebenso rathlos wie den Bedingungen des Materials steht nun die heutige Industrie der künstlerischen Uebersieferung gegenüber. Sie fühlt, daß sie auf dieselbe angewiesen ist, weiß aber nicht, wie sie das verwerthen soll, was ihr die Vergangenheit bietet. Auf gut Glück tappt sie in dieselbe hinein. In noch höhern Grade als unsere Baukunst sucht unser Kunstgewerbe bei allen möglichen Epochen der Vergangenheit Hülfe und ahmt deren Formen nach, meist ohne sie zu verstehen. Gestern war das Antike Mode, und heute ist es das Gothische, morgen aber mischt man gar diese beiden und noch einige andere Style bunt durcheinander, braut ein Ragout von Anderer Schmaus, und glaubt damit einen neuen Styl erfunden zu haben. Uebermorgen endlich wirft man sich auf's Neue und mit wahrer Leidenschaft dem Rococo, das man eben noch verschmähte, in die Arme, einem „von Commis-Boyeurs unter der falschen Etikette Renaissance importirten Rococo“, wie ein geistvoller Architekt es nannte. Die eitle Effecthascherei und die tändelnde Launenhaftigkeit des echten Rococo ahmt man nach, Eins aber fehlt: sein fecker Uebermuth und seine frische Originalität. Diese konnte sich nur aus einem natürlich gewordenen Geschmack, nicht aus einem, in den man sich erst künstlich hineinversetzt hatte, entwickeln.

Mitten in dieser Stylverwirrung aber taucht eine Ahnung überall auf: daß man sich weit von dem natürlichen Gesetz entfernt habe und zu ihm zurückkehren müsse. Aber diese Ahnung war zu unklar und führte

zum Mißverständniß, hatte statt einer gesetzmäßigen eine willkürliche Natürlichkeit zur Folge. Statt die verschiedenen Stoffe ihren natürlichen Bedingungen gemäß zu gestalten, ahmte man überall äußerlich Naturformen nach. Dieser Naturalismus begann recht unschuldig mit der Blumenliebhaberei, wie sie bei industriellen Erzeugnissen und bei Dilettantenproducten, namentlich bei den Luxusarbeiten unserer Damen zu finden ist. Blumen und immer wieder Blumen werden angebracht, aber, statt die Pflanzen nach dem Beispiel jedes ausgebildeten Kunstgeschmacks nur als Motive zu ornamentalen Gestaltungen dienen zu lassen, ahmt man Blumen in aller Zufälligkeit ihrer Erscheinung nach, will ihr wirkliches Abbild geben, mit voller Licht- und Schattenwirkung, wie das in Gemälden geschieht. Dies Abbild, wie man es gerade bei den ungeeignetsten Techniken, Straminstickerei oder Perlstickerei, erstrebt, kann doch im besten Falle nur ein sehr rohes werden. Dabei macht es da, wo eine Fläche verziert werden soll, den Eindruck des Reliefs, und zugleich wird durch solches Verfahren jede Schönheit des Contours, jeder Reiz der Linienführung, jede symmetrische Vertheilung und harmonische Wirkung der Farben ausgeschlossen. Ja, der Naturalismus geräth oft noch in weit schlimmere Ausartungen. Auf gestickten Kissen kann man sogar Bilder von Hunden und Katzen, oder Landschaften mit Staffage, oder Portraits von allerhöchsten Herrschaften sehen. Man findet Schalen und Pokale, die auf Baumstämmen ruhen, oder Zündhölzlerbüchsen in Form von Tirolerhütten oder von einem Spiel Karten — letzteres natürlich von Porzellan. Als ein Scherz mag dergleichen gelegentlich zu ertragen sein, aber es gibt nichts Widerwärtigeres als ein immer wiederholter Witz. So ist es nach allen Seiten hin statt des Styls die Mode, statt des Gesetzes die Willkür, welche in unserem Kunstgewerbe herrscht.

Hier und da freilich waren Bestrebungen aufgetaucht, die Industrie auf künstlerischem Wege zu heben. In Deutschland war vor Allen Friedrich Schinkel dafür eingetreten, der zu seinen architektonischen Leistungen überall die verschiedensten Zweige der gewerblichen Thätigkeit heranzog, der Industrie künstlerische Muster zu gewähren strebte, bei Herausgabe des Prachtwerkes „Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker“ thätig war, und im Verein mit Beuth die Ausbildung der Gewerbetreibenden zu fördern suchte. Sein Wirken war fruchtbringend, aber längst ist seine Zeit vorbei. Statt auf dem Wege, den er eingeschlagen hatte, fortzuschreiten, zehrten seine Nachfolger vom Capital.

Ueber den Zustand der heutigen Industrie wurde das allgemeine Bewußtsein endlich durch ein großes Ereigniß aufgeklärt, durch die Londoner Weltausstellung des Jahres 1851. Da sah man die Geschmacklosigkeit von ganz Europa vereinigt, sah, daß man künstlerisch ebenso weit zurückgeschritten als technisch vorangegangen war. Theilweise sahen sich unsere Culturvölker sogar durch solche Völker, die außerhalb der europäischen Civilisation stehen, beschämt, sahen sich zum Beispiel in der Teppichwirkerei durch die Perser, im Hohngeflecht durch die Eingeborenen von Batavia übertroffen.

Aus dieser traurigen Erkenntniß wußte man an einer Stelle Vortheil zu ziehen. Die Engländer, das mit künstlerischem Gefühl am wenigsten, aber mit praktischem Sinn am meisten begabte Volk, sahen ein, was Noth that. Sie fanden das Mittel, um zunächst die Franzosen einzuholen, die immer noch, als eine nationale Eigenschaft, am meisten Geschmack inmitten der Geschmacklosigkeit gezeigt hatten, dann aber überhaupt die Hebung des künstlerischen Geschmacks in der Industrie durchzusetzen. Der Weg, welchen man in England einschlug, ist die Erziehung des Volkes zur Kunst. Sie soll die verderbliche Trennung von Handwerk und Kunst beseitigen, soll zur speciellen Ausbildung des Industriellen, welche die Werkstatt gibt und welche auch die Realschulen, Gewerbeschulen, polytechnischen Anstalten zu einseitig im Auge haben, die allgemeine Ausbildung durch die Kunst hinzufügen. Der Massenproduction in der Gegenwart muß die Massenbildung an die Seite treten.

In diesem Sinne wurde in London das South Kensington Museum geschaffen, eine großartige Anstalt, die auf zweierlei Weise, durch Vorbild und durch Unterricht, wirkt. Erstens werden die kunstindustriellen Schöpfungen der Vergangenheit gesammelt und der heutigen Industrie als Muster geboten. Zweitens wird durch Unterricht das Mittel geschaffen, die Vorbilder wirklich zu benutzen und zu verwerthen. Zunächst durch einen allgemeinen Zeichenunterricht, welcher den Gewerbetreibenden in die Lage setzt, die Vorbilder nachzuahmen und selbst stylgemäße Muster zu entwerfen, einen Zeichenunterricht, der nicht, wie sonst gewöhnlich, von herabgekommenen Malern erteilt wird, die, weil sie selbst nichts leisten können, sich gut genug glauben, Andere zu unterrichten, sondern von Lehrern, die in einem besonderen Seminar für diesen Beruf eigens ausgebildet sind. Vorlesungen in den wissenschaftlichen Hülfswissenschaften, Styllehre, Kunstgeschichte, Anatomie, Perspective, Farbenlehre,

kommen hinzu. Das Museum und die Schule haben ihre Wanderausstellungen und ihre Filialschulen, welche sich über das ganze Königreich verbreiten. Und das Alles ist nicht nur für den Gewerbetreibenden, sondern für das Publikum im Allgemeinen da, denn nicht nur der Geschmacker producirenden Classen, sondern auch der der consumirenden muß gebessert werden. Das Publikum, dessen Auge durch den Anblick des Schlechten und Häßlichen getrübt ist, muß an das Richtige und Schöne gewöhnt werden. Die Nachfrage auf diesem Gebiet muß dem Angebot entsprechen.

Diese Anstrengungen in England trugen ihre Frucht. Schon auf der zweiten Londoner Weltausstellung, der des Jahres 1862, zeigte es sich, daß die Engländer, bis dahin die Letzten in Sachen des Geschmacks, jetzt den Franzosen mindestens gleichstanden. Diese Wahrnehmung wirkte auf die Franzosen ein. Ihnen drohte, überflügelt zu werden, und so empfanden sie die Nothwendigkeit, ihren Zeichenunterricht zu reformiren und gleichfalls für Lehre und Vorbilder zu sorgen. Die wachsende Aufmerksamkeit, welche der Staat dem kunstgewerblichen Unterricht angedeihen ließ, trug auch hier ihre Frucht. Endlich fanden solche Bestrebungen auch in Deutschland Nachfolge, am großartigsten in Wien, wo das „Oesterreichische Museum für Kunst und Industrie“ im Jahre 1863 gegründet und im Jahre 1864 eröffnet ward. Diese Anstalt, mit ungleich geringeren Mitteln als das South Kensington Museum ausgeführt, hat dennoch unter der ausgezeichneten Leitung des Professors R. Eitelberger von Edelberg, dem Fachmänner wie Dr. Jacob Falke und Andere zur Seite stehen, in kurzer Zeit Außerordentliches geleistet. Es unterscheidet sich von der Londoner Anstalt dadurch, daß es zunächst in erster Linie auf dem Leihsystem beruht, das in England zuerst eingeführt wurde, aber dort nur in zweiter Linie steht. Der wunderbare Reichthum den Wiens öffentliche und Privat-Sammlungen an Kunstwerken aller Art besitzen, kommt hier der Anstalt zu statten; diese Schätze werden von den Eigenthümern bereitwillig dargeliehen. Von der richtigen Erkenntniß ausgehend, es sei geboten, zunächst das Publikum im Allgemeinen zu gewinnen und dann erst sich an die Gewerbetreibenden im Besonderen zu wenden, richtete man zunächst die Sammlung ein und begann mit solchen Vorlesungen, die für einen weiteren Kreis berechnet sind, während man jetzt erst im Begriff steht, die an das Museum sich lehrende Unterrichtsanstalt für Kunstgewerbe in das Leben zu rufen.

Nirgends kann eine derartige Saat auf besseren Boden fallen als in Deutschland, das ja in einer Hinsicht in den kunstindustriellen Reformbestrebungen nicht blos England und Frankreich gefolgt, sondern ihnen vorangegangen ist. In unserem Vaterlande wurde zuerst die Grundlage einer kunstgewerblichen Wissenschaft hergestellt. Das ist die That Gottfried Semper's, des ersten lebenden Architekten, welcher das große Lehrwerk vom Styl schrieb. Je mehr wir zum praktischen Angreifen der Sache kommen, desto klarer wird uns werden, wie bedeutungsvoll solche theoretische Förderung ist.

Aber was praktisch in Oesterreich geschehen ist, kann für Deutschland nicht genügen. Leider ist an der Stelle, welche am meisten dazu berufen wäre, nach dieser Richtung hin in Deutschland zu wirken, bis jetzt am wenigsten geschehen, in Preußen nämlich, dem gerade jetzt am mindesten ziemt, sich von Oesterreich in irgend einer Weise beschämen zu lassen, und dessen Pflicht es jetzt mehr als je ist, dem ganzen Vaterlande in allen Beziehungen voranzugehen. Aber seit Jahren ist hier, wo einst Schinkel gewirkt hatte, die Kunst von Seiten des Staates in bedauernswerther Weise vernachlässigt worden, und wenn auch im Publikum kürzlich sich Bestrebungen für Hebung des Kunstgewerbes kundgaben, so läßt sich doch ein wirklicher Erfolg derselben noch nicht absehen. Um so mehr wird es zur Pflicht, diese Frage immer wieder und wieder anzuregen; sie ist eine Lebensfrage für die vaterländische Industrie und ihre Geltung auf dem Weltmarkt.

Denn nicht um ideale, nein, um sehr materielle Ziele handelt es sich hier. Schönheit und Geschmack stehen hoch im Preise. Erst die kunstreiche Bearbeitung gibt den edelsten Stoffen, wie Gold oder Juwelen, den vollen Werth, und zugleich kann durch die Kunst auch der bescheidenste Stoff eine ungeahnte Geltung empfangen. Wie theuer werden zum Beispiel die deutschen Thonkrüge des 16. Jahrhunderts oder die venetianischen Gläser bezahlt! Die Preise für künstlerisch werthvolle Erzeugnisse des Gewerbestandes aus vergangenen Epochen sind fortwährend im Steigen begriffen; was die heutige Industrie im Allgemeinen vermessen läßt, wird an diesen Gegenständen in einer Weise bezahlt, die in gar keinem Verhältniß zu ihrem stofflichen Werthe steht. Nur die Kunst ließ das deutsche Gewerbe des 16. Jahrhunderts in der Weise, die wir andeuten, vom Auslande gesucht werden, nur der Geschmack ließ in neuester Zeit die Franzosen auf industriellem Gebiete tonangebend sein.

Und was die Engländer, das vorwiegend praktischen Interessen nachgehende Volk, bewog, die Kunst im Handwerk zu fördern, war lediglich die Einsicht, daß die Kunst Wohlstand bringt. Darum lassen wir die zum Ueberdruß wiederholten Klagen über die gar zu materiell gesinnte Gegenwart ruhen. Gerade weil unsere Zeit sich auf die materiellen Interessen versteht, wird die Kunst mitten im heutigen Leben sich den rechten Grund und Boden schaffen.

Neue Stücklein vom alten Gevattersmann.

Die neuen Steuern.

Ein Preußenfreund, das heißt ein Mann, der die Zuversicht festhält, daß durch Preußen allein ein festes und einiges Deutschland geschaffen werden kann, darum aber keineswegs alle Maßnahmen der preussischen Regierung billigt, sagte einem Manne, der über die allgemeine Wehrpflicht und über die Erhöhung der Steuern Klage führte: Ich will dir ein Gleichniß erzählen, wie es bisher war und nun geworden ist und ferner wird.

Da war ein Mann, nenne ihn Preuß, der hatte ein bedrohtes feuergefährliches Magazin zu bewachen, und er strengte sich an, hielt einen Nachtwächter, der eine namhafte Summe kostete und sich den Schlaf abbrechen mußte, um das Magazin zu bewachen. Nun hatte sein Nachbar ein ganz ähnliches Magazin, aber er hielt sich keinen Wächter; denn, sagte er sich, mein Nachbar strengt sich an und hält strenge Wache, und damit bewacht er auch zugleich, ohne daß es mich etwas kostet, mein Eigenthum, denn jede Gefahr, die dem meinigen droht, droht auch dem seinigen. Und so war er klug und guter Dinge und ließ den anderen sorgen und sich übermäßig anstrengen.

Da änderten sich nun die Zeiten, und der einen Wächter haltende Nachbar zwang den anderen, daß er auch mit beisteuere. Das ist nun allgemeine Wehrpflicht und erhöhte Steuern.



Die Abholungsstunde.

(Aus dem Briefe eines Ballvaters.)

u hast im vorigen Jahrgange Deines Kalenders eine Betrachtung über den so falschen wie unnöthigen Aufwand derer gebracht, die, wie man es nennt, ein Haus machen. Ich kann Dir sagen, daß Deine Betrachtung sehr wenig beachtet wurde, und Du magst Dich damit zufrieden geben, eine Verwahrung zu Protokoll der Zeit niedergelegt zu haben.

Ich möchte Dir nun einige Erfahrungen mittheilen, die ich als junger oder eigentlich als erstmaliger Ballvater im vergangenen Winter gemacht. Zunächst nur zwei.

Vorerst ist die Unsitte eingerissen, daß in den Gesellschaften von der Raufe gegessen wird. Nur so kann ich diese Art nennen, wie man eine Anrichte, ein sogenanntes Büffet aufstellt, wo in einer Tanzpause die schön aufgestellten Speisen kriegsmäßig, wie von Soldaten nach der Schlacht erobert werden.

Es ist jammerschade um die schönen Gottesgaben, wie sie so ungemüthlich auf den Raub ver schlungen werden. Ich weiß recht wohl, man labet zu viel Gäste ein, man kann sie nicht mehr setzen; aber die schönste Heiterkeit thut sich doch bei Speise und Trank auf, wenn man um einen Tisch sitzt.

Es ist eine närrische Welt, die sich da um die aufgestellte Kaufe drängt und das noch für gar fein und schön hält.

Noch widerwärtiger aber ist das Zweite oder eigentlich das Erste. Du kommst der Einladung zufolge, die auf halb acht Uhr gestellt ist, natürlich — denn die Damen sind nicht früher fertig, und es soll ja auch nicht vornehm sein, pünktlich zu kommen — wenn's gut geht, schon um neun Uhr am Hause des Gastfreundes an, der Dich geladen. Du kommst natürlich in einem Miethwagen, denn man kann heutigen Tages, oder vielmehr heutiger Nacht nicht mehr im Ballsaale über die Straße gehen. Kannst froh sein, wenn Du Dich nicht in eine Ecke drücken mußt, um den weiten Umfang des Ballkleides nicht zu zerknittern. Du steigst aus. „Auf wann sind die Wagen bestellt?“ fragst Du den Diener.

„Auf Ein Uhr“ lautet die Antwort.

Schrecklich! Aber was will man machen? Dafür ist man Ballvater, und dafür hast Du Whist gelernt.

Die Abspeisung an der Kaufe ist vorbei, da glaubt der Bewirthende etwas besonders Freundliches zu thun, wenn er den sogenannten Cotillon — den fünften Akt des Balldrama's — erst um Ein Uhr oder gar noch später beginnen läßt. Du willst kein Störenfried sein und giebst nach, und weißt doch nicht, wie Du Dich wach halten sollst, und was aus der Arbeit am anderen Tage werden soll, daran darfst Du gar nicht denken, noch weniger aber, wie draußen in der Kälte, im Schnee und Regen die Diener warten müssen.

Sag doch einmal den Menschen geradezu — Du hast Dich ja mit den Klavierartätschen auch mancher Verunglimpfung nicht gescheut, — so sage ihnen doch, daß dies Hinausschieben und Verrücken der Gesellschaftsstunde eine Barbarei, oder wenn's besser klingt, eine Abgeschmacktheit, oder wenn das noch zu hart ist, eine Verkehrtheit ist. Nichts auf der Welt ist schön und ebenmäßig, was nicht seine natürliche Grenze, seine feste Zeitbestimmung hat, und gerade, daß man zur gesetzten Zeit aufhört, macht die Freude um so schöner. Meine gute Mutter hat das Sprüchwort gehabt: Man kann den Kornsack besser zubinden, wenn er nicht ganz voll ist.

Nachschrift. Ich schreibe Dir diese Zeilen, nachdem ich in vergangener Nacht bis drei ein halb Uhr mich in einer Gesellschaft herumdrücken und mich dann noch habe bedanken müssen.



Drei heilsame Kugeln.

Ohlgemuth sahen wir bei Tische. Die Hausfrau hat ihre gediegene Bildung auch dahin ausgedehnt, daß sie sich für verantwortlich hält, was für Speise auf den Tisch kommt. Sie bereitet gern ein gutes Gericht und freut sich, wenn ein Gast ihm gerechte Ehre anthut durch einen gesunden Hunger; und der Hausherr — ja Vater Jakobus ist ein viel gereifter, die Weltbeziehungen klar durchschauender Mann, und ebenso klar und echt ist der Wein in seinem Keller.

Da sahen wir nun, es war am Sonntag den 24. Februar 1867 in der Stunde, als in Berlin das erste deutsche Parlament, oder eigentlich nicht das erste, sondern das zweite, oder wenn man genau rechnet, auch das dritte, eröffnet wurde.

Ein geborener Süddeutscher, der von Kopf ein Preuße geworden, im Herzen aber ein Süddeutscher bleibt, hoffte, daß die Thronrede ein gutes Wort enthalten würde, das über die Mainlinie hinüber frohe Botschaft wäre.

Das Gespräch ging weiter über den wundersamen Ausfall der Wahlen, über Unberechenbarkeit des allgemeinen, directen und geheimen Wahlrechts, und ja — wer kann sagen, wie ein Tischgespräch sich wendet? Ein geschweiger Advocat, der an der Grenze Frankreichs wohnt, gab näheren Bescheid über den Zeitungsbericht, der nach Angabe des französischen Unterrichtsministers feststellt, daß zwei Dritttheile der französischen Mädchen,

sage zwei Drittheile, in Kloster-Schulen unterrichtet würden. Als genauer Kenner Frankreichs zeigte er uns, wie hierdurch das ganze Leben Frankreichs wesentlich bestimmt würde.

Das Gespräch wendete sich wieder, es wurde sehr ergiebig und heiter, aber es läßt sich nichts Bestimmtes mehr davon berichten. Von solch einer Mittagstafel bringt man denen daheim, die fragen: wie war's? kaum etwas mehr mit als ein Gutchen (Bonbon) vom Nachtißch. Und so hab ich noch ein Gutchen, das Euch vielleicht erlustigt. Meine Tisch-nachbarin, eine ausgezeichnete Sängerin, wurde über ihre Ansicht von der sogenannten Zukunftsmusik gefragt. Sie erwiderte: „Ich kenne die Zukunft nicht, ich glaube indeß, daß man in Zukunft kein anderes Gehör haben wird als jetzt.“

„Ja“, sagte der Advocat, „Zukunftsmusik und Homöopathie, das sind zwei Dinge, die einen wahren Fanatismus erzeugen. Mit wissenschaftlichen Gründen, mit Kunstgesetzen, mit Vernunft läßt sich gegen einen mit Fanatismus erfaßten Glauben nicht ankämpfen.“

„In der That“, rief Jakobus „von der Homöopathie kann ich mitreden, sie hat mir einst eine Ohrfeige von einer der geistvollsten und liebenswürdigsten Frauen eingetragen.“

„Eine homöopathische Ohrfeige?“

„Nein, aber sie that von der liebenswürdigen Frau doch mehr wohl als weh. Die Sache war nämlich so: Eines Tages kam ich zu ihr, und sie, die fast immer das Anmuthigste und Belebendste zu berichten wußte, hatte jetzt nichts als von Homöopathie zu reden.“

„Ich kenne auch ein wunderbares Beispiel von der Heilkraft der Homöopathie“, erwiderte ich.

„Sie? Erzählen Sie.“

„Ich kannte in Wien einen Mann, der sich durch starkes Studium und Nervenaufrregung eine hartnäckige Schlaflosigkeit zugezogen hatte. Der Mann war nicht nur ein gelehrter, sondern auch ein reicher Mann. Nun ließ er kein Mittel unverfucht. Man rieth ihm Veränderung des Klimas; er that es. Aber immer wieder war es nicht das rechte für ihn; die Aerzte wiesen ihn bald da bald dort hin, bald in ein feuchtes, bald in ein trockenes Klima: er war in Italien, — Aegypten war damals noch nicht Mode — er war in der Schweiz, in England, in Schweden, in Rußland, es half nichts; er kehrte nach Wien zurück.“

Es war die Zeit, da die Homöopathie im Schwunge war, und da

er Alles versucht hatte, wendet er sich nun zu diesem Heilverfahren. Er läßt den berühmtesten homöopathischen Arzt rufen. Der Mann kommt, fühlt ihm den Puls, läßt sich die Zunge zeigen, fragt nach Appetit, und all seine Fragen und der ganze Ton seiner Rede, die Art seines Benehmens erwecken das zuversichtlichste Vertrauen. Endlich sagt er: Ich freue mich, daß ich hier einen Fall vor mir habe, den ich nicht nur vollkommen verstehe, sondern den ich auch mit unbedingter Gewißheit heilen kann. Er verordnete nun dem Kranken drei Kügelchen, die er mittelst eines angefeuchteten heinernen Schäufelchens vor Schlafengehen einnehmen soll. Dies geschah, und der Gelehrte schläft bald ein und schläft so gut wie ein Kind.

Am Morgen, als er frisch gestärkt erwacht, ruft er seinen Diener, und schickt ihn sofort mit einer bedeutenden Summe als Dank zu dem Arzt.

Wer war glücklicher als der reiche Gelehrte? Die ganze Welt und alle seine Bücher sahen ihn wieder fröhlich an. Am Abend — ach, wie freut er sich auf die heilsame Medicin und auf den guten Schlaf — nimmt er das Schäufelchen vor und will es anfeuchten, und sieh' da, da sind die drei Kügelchen noch auf dem Schäufelchen

So weit, meine lieben Gastfreunde, hatte ich erzählt, und kaum bin ich so weit, da bekomme ich eine Ohrfeige von der schönen, lieben Hand. Ich wünsche, daß es Euch nicht so geht, wenn Ihr die Geschichte einmal weiter erzählt. Denn auch von einer lieben Hand ist eine Ohrfeige doch immer keine angenehme Erwiderung.“

Der Schoppen ist Wahrheit.

Der freundliche Leser, der nicht das Glück hat, am Rheine zu wohnen, weiß das noch nicht, und darum soll er es jetzt erfahren, daß am Rhein der Brauch ist, vor Tisch, zur sogenannten Esfuhrmesse, seinen halben Schoppen zu trinken und manchmal auch etwas mehr. In der Regel geht's friedlich dabei her, man hänselt einander nur vertraulich. Nun gab's aber auch einmal Händel und zwar arge Kaufhändel.

Die Sache kam vor Gericht. Viele Zeugen, fast ein Duzend an der Zahl, mußten zum Verhör.

Ein Zeuge tritt vor und sagt: „Ei“, — der Rheinbauer fängt gern mit Ei an — „ei, ich komme zum Fritz Brodt und trinke meinen halben Schoppen, und da war's so und so.“ So der Zweite, Dritte und Vierte und Alle zusammen. Endlich kommt ein breiter Schiffer an die Reihe, und er beginnt: „Ei, Herr Präsident, ich komme da zum Fritz Brodt und trinke meinen Schoppen —“

„Halt!“ ruft der Präsident, „Ihnen allein glaube ich, der Schoppen ist Wahrheit.“



Der Besuch ohne Umstände.

Kommt ein gut ausgewachsener Nefse zu seiner eben so wohlbehäbigen als karg lebenden Tante in Schwaben.

„Soll ich Dir nicht einen frischen Kaffee machen und magst ein Butterbrod dazu? Ich hab gerad heut frischen Butter.“ Weislich bemerkt wird überall, wo Butter ungesalzen ist, der Butter gesagt.

„Ja Tante, ist recht. Ich mache keine Umstände.“

Der Tante wäre es vielleicht lieber gewesen, der Nefse hätte mit dem Anerbieten vorklieb genommen und etwas Umstände gemacht. Sie bereitet indes schnell einen extrastarken Kaffee, stellt dazu ein frisch Bälllele Butter und die bis oben gefüllte Zuckerdose auf den Tisch. Der Nefse, der sich eines gesunden Appetits erfreute, langt ohne Umstände zu, haut mit dem Messer ein schön Stück Butter ab und schmiert es sich auf's Brod. Der Tante geht ein Grausen an und sie sagt: „Der Butter kostet 36 Kreuzer das Pfund.“

„Ist's auch redlich werth“, erwidert der Nefse und holt sich noch ein erkflecklich Stück als neue Ladung.

Nun greift er in die Dose (er legt die Zuckerzange daneben, denn er haßt das unbequeme Instrument, das schwer zu handhaben ist) und thut einen Haufen Stücke in seine Tasse. Die Tante sieht das mit Schrecken, sie zittert aber, da sie sieht, daß er noch einmal nachhelfen will.

„Nimm Dir die Bröjele“ (Brosamen), sagt sie in Verzweiflung lächelnd: „die Bröjele süßen gar gut.“

„Ich trink den Kaffee nicht gern so süß“, sagt der Nefse und holt noch ein paar tüchtige Brocken und thut sie in seine Tasse.



Ueberraschendes Glück.

Frau A: Ach! wenn ich solch schönes Haar hätte wie Sie, da wäre ich glücklich.

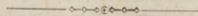
Frau B (die Garnitur abnestelnd): Hier haben Sie es, seien Sie glücklich!



Ganze Arbeit.

Insilich angelegter Volks-Zubel, wie kommt man dahinter?

Hier ein kleines Beispiel. Ein deutscher Fürst — weil er landlos ist und jetzt genannt werden dürfte, soll er nun ungenannt bleiben — kehrte einstmals in seine Residenz zurück, und da war übermächtiger Jubel. Niemand wußte eigentlich recht warum. Man spannte die Pferde aus und zog den Wagen, darin der Fürst saß, mit Menschenkraft bis vor's Schloß. Der Fürst stieg aus und dankte. Da stand nun der leere Wagen, und einer der bestellten Jubelzieher fragte unvorsichtiger Weise: „Herr Oberhofmarschall! Sollen wir auch den Wagen in die Remise schaffen?“



Die Todesstrafe im Jahre 1867

bis zur Hinrichtung
Kaiser Maximilian's.

Vom

Herausgeber.

Der Kalender hat im verflossenen Jahre seine besondere Geschichte gehabt, die muß ich doch erzählen, wenn es auch fast scheinen mag, als ob man vom vorjährigen Schnee rebete.

Es war am Abend des 11. October 1866. Ich war auf meiner Arbeitsstube am Rhein und schrieb an einer kleinen Abhandlung über die Entstehung des Geizes in der menschlichen Seele, und wie alte und neue Dichter diese Leidenschaft auffaßten. Da wurde mir einer jener blauen Briefe gebracht, aus denen sich eine überraschende Nachricht enthüllt, fast wie ein Blitz aus blauem Himmel. Es war ein Telegramm mit der kurzen Benachrichtigung, daß der Kalender von 1867 wegen der Erzählung „Auf Leben und Tod“, worin ein Angriff auf die preussische Rechtsordnung enthalten sein sollte, von der Staatsanwaltschaft mit Beschlag belegt sei.

Der geneigte Leser, der kein Schriftsteller ist — und ich möchte ihm fast dazu gratuliren — kann sich eine Vorstellung davon machen, wie solch eine Nachricht die Seele trifft, wenn er sich erinnert, wie er einmal plötzlich aus dem Schlafe geweckt eine schreckhafte telegraphische Botschaft erhielt. Der Schriftsteller, der sich in frei gebildete Vorstellungen hineinversenkt, träumt so zu sagen bei offenen Augen. Er vergißt ganz, was er ist, wo er ist, was um ihn her vorgeht, und lebt nur in den Vorstellungen, die er sich gebildet. Und nun plötzlich solch ein Blitzschlag

aus der fernen, fremden Welt! Die Phantasie dreht sich um. Er sieht in einer einzigen Minute sein Büchlein, das jetzt mit Wort und Bild Auge und Herz der Leser ansprechen sollte, von den Händen der Polizei in Gewahrsam genommen, unter Siegel gelegt und eingesperrt.

Man spricht so gern und leicht von der Reizbarkeit und Empfindlichkeit der in dichterischen Formen sich kundgebenden Schriftsteller. Mag sein. Aber muß der, der in innerster Herzbewegung ständig darauf dichtet und trachtet, seinen Mitmenschen das ihm ersprießlich Erscheinende zu bringen, nicht auch leichter verletzt sein als einer, der in bemessener Berufsobliegenheit steht oder gar nur sich selbst lebt?

Ja, es ist ein Glück, aber auch eine schwere Last, in der gestaltenden Phantasie zu leben.

Bald nach Ueberwindung der ersten Mißempfindung ging ich zu einem Freunde. Er war mit mir der unbedingten Ueberzeugung, daß ich von jedem Gerichte frei gesprochen werden müsse. Wir nahmen die angeklagte Stelle, Seite 21, nochmals streng vor; nur Mißverständnis kann darin etwas Anderes finden als den heftigen und in seiner Weise naturgerechten Ausspruch eines Mannes, der in Folge der Vollziehung einer Todesstrafe um seinen Lebensberuf gebracht und erblindet ist.

Ueberdies fehlte jedem preussischen Gerichte die Basis zu einer Anklage. In der Erzählung ist auf eine Residenz hingewiesen, in der ein Schiller-Denkmal errichtet ist; in Berlin ist ein solches noch erst in der Vorbereitung. Eine Freisprechung erschien daher unbedingt nothwendig.

Der Freund aber bedauerte mit mir, daß die preussische Regierung, der wir Beide alle Ehre und alle Kraft wünschten, damit sie das große Werk, das sie unternommen, klar und rein durchführe, sich solcher Maßnahmen noch nicht entledigte, die den Feinden der deutschen Einheit immer neue Nahrung, ja den Triumph der Schadenfreude geben.

In allen großen und kleinen Fährlichkeiten bewährt sich's: Ein Freund verdoppelt das Dasein. Er erfährt treu theilnehmend das, was uns betroffen; aber als der nicht selbst Betroffene hat er wieder Freiheit und Stimmung genug, um klar und ruhig Alles zu überschauen. Man ist in solcher Lage wie gedoppelt, man hat neben sich seinen eigenen Menschen, wie er nach Wochen oder Monaten sein wird.

Es war spät in der Nacht, als ich heimkehrte, erleichtert und befreit. Die Sterne am Himmel glitzerten und flimmerten, und unsäglich klein erschien mir das Leid, das ich erfahren, wenn ich da hinausschaute, und

wenn ich dachte, wie Viele unter diesen ewigen Sternen gewandelt, die ihr Leben für ihre Ueberzeugung hatten hingeben müssen, und es freudig hingaben, im Bewußtsein, daß sie etwas der Menschheit Ersprießliches damit bewirkten.

In der Morgenstille des anderen Tages war mir's, als hörte ich schon die Hunderte von Menschen, die mich fortan fragen: „Ihr Kalender ist confiscirt! Warum?.. Sie werden sich wohl selbst vertheidigen?.. Ich bin froh, daß ich eines der confiscirten Exemplare habe. . . Erkennen Sie nun, wie Unrecht Sie haben, daß Sie vor und nach diesem Sommer 1866 die Hoffnung für Deutschland auf Preußen setzten? Nun sehen Sie selbst, was wir zu erwarten haben. . .!“

Wenn das freie Denken plötzlich durch ein äußeres Machtgebot gehemmt und auf einen einzigen Punkt gebannt wird, das ist auch eine Art Gefangenschaft. Ich konnte nichts Anderes mehr denken. In dem kleinen Kreise der wenigen Zeilen bewegten sich die Gedanken hin und her, auf und ab, und suchten die Haltpunkte für eine Anklage.

Ich habe nach meiner innersten Ueberzeugung — im Widerspruch mit Freunden, deren Ansichten ich hochschätze — eine Geschichte aufgestellt, die die Martern der Todesstrafe für den Urtheil sprechenden und vollziehenden Richter erweisen sollte. Ich habe absichtlich die Empfindungen des Verurtheilten selbst niedergehalten und ausgeschieden, ich habe ihn nicht weiß zu waschen versucht. Meine Absicht ging dahin, daß nicht der Verbrecher ein Recht habe, die Gesetzesänderung zu verlangen, sondern der, dem die Handhabung des Gesetzes gegeben ist. Manche Wohlwollende sagten mir nun, die gegen mich erhobene Anklage sei dem, was ich erstrebte, nur förderlich. Jetzt würde alle Welt darauf aufmerksam gemacht. Was vielleicht nur wenig beachtet vorübergegangen wäre, dränge sich jetzt in alle Gespräche in den Familien, in den Wirthsstuben, auf Eisenbahnen. Und eben, weil nun die Geschichte angeklagt sei, könne sie um so eindringlicher werden.

Ich kann hierauf nur entgegnen: Das ist eine jener tief verderbenden Wirkungen der Metternich'schen Zeit, daß man noch vielfach im Volke das Verbotene für das Rechte und Freie hält. Der Gedankenspruch, den sich Metternich mit seinen Helfershelfern in der Geschichte unserer Tage gesetzt hat, kann kurz besagen: „Er lehrte das Volk das Gesetz verachten.“

Wer es aber treu und ehrlich mit der Sittlichkeit des Volkes meint, der muß vor Allem dahin wirken, daß das Gesetz in seiner Würde erkannt

und demzufolge Gesetze geschaffen werden, die in Einklang mit den Ueberzeugungen der Menschen sind. —

Dierzu ist die freie Prüfung des Gesetzes in jeder Form nach Maßgabe der Logik wie der fortgeschrittenen Bildung und Volksempfindung erforderlich. Wenn es verwehrt sein sollte, eine bestehende Einrichtung nach den Geboten der Vernunft und der gesunden Empfindung verändert zu wünschen, dann ist ewiger Stillstand in der Welt. Noch heute hätten wir dann Folterqual, heimliches Gericht, Herenverbrennung und wie all die Unholde heißen, von denen wir kaum glauben mögen, daß sie je herrschten. Wer darf hier einen Schriftsteller auf die Bank der Angeklagten setzen?

Und sollte es doch geschehen: nur vor einem aus Pairs (aus Schriftstellern) zusammengesetzten Gerichte dürfte hier angeklagt und abgeurtheilt werden. Jede andere Schöpfung des Wahrspruchs ist nicht unsere Gerichtsbarkeit.

Es muthete mich allmählig wie ein günstiges Geschick an, daß es mir gegeben sein sollte, eine meiner Ansicht nach unabweisbare Forderung der Humanität vor Gericht zu vertreten.

Die ganze Widrigkeit wurde indeß auf leichte Weise beseitigt. Meine Verleger hatten sofort nach der Beschlagsnahme eine Aenderung der angeklagten Stelle, Seite 21, beantragt. Ich mißberte nun die Ausdrucksweise des erblindeten Richters ab; seine Gesinnung blieb. Es wurde ein sogenannter Carton gedruckt; das Büchlein und der Schriftsteller waren damit von der Anklage befreit.

Am 19. November erhielt ich wieder einen blauen Brief, worin es hieß, daß die Staatsanwaltschaft von jeder weiteren Anklage zurückstehe.

Ich glaube, daß ich schuldig war, die Geschichte zu erzählen, und das habe ich hiermit nach bestem Wissen und Gewissen gethan. Ich hoffe noch manches gute Jahr im gesetzesfesten Vaterlande dem geneigten Leser das neue Jahr abzugewinnen.

Nach diesen persönlichen Darlegungen will ich nun einige Thatfachen zusammenstellen; sie sind nur mangelhaft, aber sie beweisen, daß die Abschaffung der Todesstrafe nicht mehr von der Tagesordnung der Zeit verschwindet, bis sie erledigt ist.

So oft man von Abschaffung der Todesstrafe spricht, wird entgegen gehalten: So schafft doch zuerst den Krieg ab!

Es ist gewiß keine Frage, daß der Krieg eine Barbarei ist, und es ist nicht ohne Bedeutung, daß gerade jetzt der früher vielbespöttelte Friedensbund eine ernste und allgemeine neue Erweckung gefunden hat. Alle Freunde der Sittlichkeit, der Wohlfahrt und der Freiheit müssen dahin zu wirken suchen, daß der Krieg nicht nur seinen falschen Nimbus verliert, sondern immer mehr zu einer Unmöglichkeit wird. Noch freilich giebt es kein Gericht, kein Institut, das mit voller Wirkung den Krieg unmöglich macht; aber die Todesstrafe auf dem Rechtswege abschaffen kann jeder Staat, jede gesetzgebende Versammlung.

In den meisten gesetzgebenden Versammlungen des Continents stand die Abschaffung der Todesstrafe im Verlaufe dieses Jahres auf der Tagesordnung, und trotz treffender Erörterungen blieb die Abschaffung überall in der Minderheit, freilich in einer solchen, die als entschieden erkennen läßt, daß die Abschaffung der Todesstrafe nur noch eine Frage der Zeit ist.

So wurde also im vergangenen Jahre nirgends die Todesstrafe abgeschafft, aber in einem Lande, wo sie seit dem 14. April 1849 abgeschafft war, wurde sie wieder eingeführt, nämlich in dem nun zum preussischen Staate gehörigen vormaligen Herzogthum Nassau.

Leider blieb eine Einsprache des trefflichen Rechtslehrers und tapferen Kämpfers für die Sache der Humanität, Professor F. von Holzendorff, der schon am 23. December 1866 in der Nationalzeitung auf die Widrigkeit hinwies, die Todesstrafe wieder in Nassau einzuführen, wirkungslos. Er schloß seinen Aufsatz mit den Worten: „Die Todesstrafe verflößt gegen die Meinung der Mehrzahl deutscher Juristen, welche in Mainz sich für Abschaffung aussprachen. Sie bietet den politischen Gegnern Preußens einen willkommenen Vorwand der Feindseligkeit. Sie ist dem Laufe der öffentlichen Meinung zuwider, welche sich noch neuerdings in mehreren deutschen Landtagen, in den Justizministerien von Holland und Belgien gegen die Todesstrafe aussprach, welche in England sogar nach Geltung ringt. Sie verletzt die Zuneigung des italienischen Volkes, welches in großartiger Einmüthigkeit eben jetzt dem ersten Gegner der Todesstrafe ein Denkmal setzt.“

Die Kammer der Repräsentanten zu Brüssel hat nach mehrtägiger heftiger Debatte über den Artikel 7 des Strafgesetzbuches abgestimmt und die Todesstrafe beibehalten. Für die Beibehaltung waren 55, für die Abschaffung 43 Stimmen.

Am 27. Januar 1867 reichten 15 der Linken angehörende Abgeordnete in München eine Interpellation an den Staatsminister der Justiz ein, dahingehend: ob der genannte Staatsminister nicht geneigt wäre, einen Gesekentwurf zur Aufhebung der Todesstrafe den Kammern vorzulegen.

Am 6. April kam diese Interpellation in der Kammer zur Sprache, gelangte jedoch nicht zu einer Abstimmung.

In der englischen Parlamentsverhandlung vom 14. Februar 1867 brachte Walpole zwei Bills über die Anwendung der Todesstrafe ein. Die im Jahre vorher vorgeschlagene Eintheilung des Mordes in Verbrechen ersten (und todeswürdigen) und zweiten (nicht todeswürdigen) Grades hat er in seine Bill aufzunehmen nicht für gut befunden. Er beschränkt dafür die Todesstrafe auf vorsätzlichen, mit Absicht der Tödtung verbundenen Mord, auf Mord oder Mitwirkung bei einem Morde, begangen in der Verübung von Einbruch, Brandstiftung, bei der Flucht oder Befreiung einer des Mordes schuldigen Person, und auf die Ermordung eines in seiner Amtserfüllung begriffenen öffentlichen Dieners. Alle anderen Mordthaten sollen mit Zwangsarbeit von siebenjähriger bis lebenswieriger Dauer bestraft werden. Die zweite Bill bestimmt, daß das Todesurtheil im Beisein von Zeugen innerhalb des Gefängnisses vollstreckt werde.

G. Grey gab der im Jahre vorher beabsichtigten Mordklassifikation bei Weitem den Vorzug. Derselben Meinung waren Bright, Erwat, Henley, Gilpie und Andere, die offen ihre Ueberzeugung aussprachen, daß es hohe Zeit sei, die Todesstrafe ganz abzuschaffen. Schließlich kamen beide Bills zur ersten Lesung.

Am 16. Juli hat das Unterhaus des österreichischen Reichsrathes mit 76 gegen 59 Stimmen sich gegen die prinzipielle Abschaffung der Todesstrafe ausgesprochen. Also doch nur mit einer Majorität von 17.

Der Kalender wird, bis die Todesstrafe abgeschafft ist, alljährlich eine Chronik bringen, die eine berufene Feder in künftigen Jahren statistisch genau zusammenstellen soll.

Hier nur zum Schlusse noch einige Vollziehungen der Todesstrafe und Begründungen, die allgemeine Bewegung hervorriefen. Ein Commentar ist überflüssig.

Am 22. Januar 1867, als der König von Sachsen in Berlin war, sollte eine Hinrichtung in Leipzig stattfinden. Die „Leipziger Nachrichten“ berichten darüber: „Die Scharfrichter kippten das Bret vornüber, so daß Künschner auf dem Bauche lag, schoben es etwas vorwärts und wollten eben das obere Halseisen niederlassen, als weither von der Strafe ein lautes, vielstimmiges Rufen erschallte. Alles stuzte, und auch die Männer auf dem Schaffot hielten in ihrer schrecklichen Arbeit inne; da sich jedoch der

Ruf nicht wiederholte, wollten sie fortfahren, als man deutlicher „Halt! Halt doch!“ rufen hörte. Wieder lautete Alles und blickte in athemloser Spannung nach dem Eingang, auch Künschner erhob sein stark geröthetes Gesicht und starre offenen Mundes, die schrecklichste Angst in jeder Miene, dorthin. Als sich aber auch jetzt Niemand dort zeigte und nur undeutliches Loben zu vernehmen war, trat der vollstreckende Gerichtsbeamte Dr. Lucius hervor und sagte zum Scharfrichter: „Was ist denn? Thun Sie doch Ihre Schuldigkeit!“ Aber in demselben Augenblicke erscholl der durchdringende Ruf „Halt! Halt!“ aus Hunderten von Kehlen nochmals, und durch die hintere Thür des Hofes stürzte alsbald in größter Hast ein Telegraphenbeamter, ein weißes Blatt Papier in der Hand haltend. Dr. Lucius nahm, entfaltete es und sprach dann — kein Athemzug ward hörbar — die Worte: „Ich theile dem Publikum und insbesondere den Mitgliefern des Gerichtshofes mit, daß ich soeben von Sr. Majestät dem Könige folgende Depesche empfangen: „Execution bis auf Weiteres aufzuschieben. Näheres brieflich von Dresden.““

Württembergische Blätter berichten unter dem 22. December 1866 von einem anderen merkwürdigen Zwischenfalle, welcher sich am 18. December desselben Jahres bei einer Execution in Göttingen bei Stuttgart zutrug, als der Geometer Hörtig hingerichtet werden sollte, nachdem das Haupt seiner Complice bei dem Morde eben unter dem Beile gefallen war: „Stehend hörte er die Ansprache des Richters, stehend die Verlesung des Todesurtheils und der königlichen Bestätigung an. Als Stadtpfarrer Knapp hierauf noch ein kurzes Gebet sprach, wendete er sich gegen ihn, ließ aber seinen Blick zugleich über die Anwesenden schweifen und begann dann mit lauter Stimme: „Zuschauer! Ich sterbe gern, aber Menschen sind nicht fähig mich zu richten, ich bin kein Mörder. Wer richtet denn diejenigen, die Tausende hingschlachten lassen? Ich sterbe gern, denn ich muß sterben; aber es ist ein Unrecht, mich zu richten. Ihr seid Tyrannen, Mörder!“ Und mit raschen Schritten eilte er nun zur Guillotine. Noch während er an das verhängnißvolle Bret gebunden, noch während er unter das Fallbeil gelegt wurde, schrie er in Einem Athem mit kreischender Stimme: „Mörder! Tyrannen!“ Das Beil fiel und der traurige Act war zu Ende. Der Geistliche schloß den Act mit einer kurzen Anrede auf der blutgetränkten Stätte, welche die Anwesenden, tief ergriffen, blaß, fast lautlos, und nur unter bitteren Urtheilen über den trogigen, tobenden Verbrecher verließen. Aber allgemein war der Wunsch, daß diese Vollziehung der Todesstrafe die letzte gewesen sein möchte, die Ueberzeugung, daß diese Strafe vor den Anschauungen einer geklärten Humanität nicht mehr bestehen kann.“

Die „Neue freie Presse“ bringt in ihrem Abendblatt vom 7. Januar 1867 die Nachricht von einer Begnadigung auf dem Nichtplage: „Aus Preßburg am 5. dieses wird geschrieben: Seit einigen Tagen bildet hier eine militärische Execution, die heute Vormittag um 9 Uhr hätte stattfinden sollen, das Tagesgespräch. Das traurige Loos, mittelst Pulver und Blei für fünfmalige Desertion vom Leben zum Tode gebracht zu werden, sollte einen circa 23 Jahre alten Jäger, Johann Hatos, aus dem Neutraer Comitate gebürtig, treffen. Der Verurtheilte, der bereits ausgeführt und mit verbundenen Augen niedergekniet war, wobei er zusammensank, wurde durch die Gnade des Kaisers, sowie durch den Landes-Commandirenden, Fürsten Friedrich Liechtenstein, noch im letzten Augenblicke gänzlich pardonnirt, worauf derselbe, aus seiner Ohnmacht erwacht, von mehreren Offizieren in freundlichster Weise aufgerichtet und wieder in den Gewahrsam, wo er drei Tage ausgesetzt war, zurückgebracht worden ist. Unter Thränen versprach der Begnadigte, welcher in den letzten Lebensmomenten die aufrichtigste Reue an den Tag legte, die vollständigste Besserung.“

Von München aus wird am 27. Januar 1867 der Allgemeinen Zeitung geschrieben:

„Se. Majestät hat heute von dem schönsten Rechte der Krone, von dem der Gnade Gebrauch gemacht, indem er dem vom Schwurgerichtshofe von Oberbayern zum Tode verurtheilten Dienstknecht Andreas Schmäzer Begnadigung angebeweisen ließ.“ Tags darauf hieß es weiter: „Ueber die Umstände, welche der gestern gemeldeten Begnadigung des Raubmörders Schmäzer vom Tode zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe vorangingen und sie veranlaßten, bin ich in der Lage aus vollkommen zuverlässiger Quelle Folgendes mitzutheilen: Der Antrag des Justizministeriums auf Vollzug des Todesurtheils an dem genannten Verbrecher war schon vor der Verlobung Sr. Majestät dem Könige vorgelegt und allerhöchst genehmigt worden. Da trat das freundliche Ereigniß der Verlobung Sr. Majestät ein. Aus diesem Anlaß, insbesondere aber auch auf die Fürbitte seiner Durchlauchtigsten Braut, fand sich der König bewogen Gnade durch Strafumwandlung für den Verurtheilten eintreten zu lassen.“

Es war zu Ende Juni 1867, als ein Schreck durch alle Herzen der gebildeten Welt fuhr. Kaiser Maximilian von Mexico ist durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilt. Man sprach von unrechtmäßiger Zusammensetzung des Kriegsgerichts, von Grausamkeit, Barbarei, von Suarez u. s. w. Die großen europäischen Mächte und auch die amerikanische Union hatten an den Sieger in Mexico die Mahnung gerichtet, daß er nicht berechtigt sei, einen Fürsten zum Tode zu verurtheilen.

Fünf Jahre dauerte der Krieg zwischen Venito Suarez und Maximilian von Habsburg. Mit dieser Bezeichnung wurde der Kaiser immer im feindlichen Lager genannt, und so wurde nun auch nach seiner Niederlage und nach dem Verrath der Proceß gegen ihn geführt als Einbringling und als Usurpator, der die Republik vernichtet und viele ihrer Anhänger der Todesstrafe überliefert.

Am 14. Juni um Mitternacht wurde das Urtheil, auf Todesstrafe lautend, gefällt. Fünf Tage lang die Vollziehung verschoben, die am 19. Morgens 7 Uhr ausgeführt wurde.

Zur selben Zeit, wo Kaiser Franz Joseph eine so umfassende und schöne Amnestie ertheilt, wird sein ältester Bruder von einem politischen Sieger zu Pulver und Blei begnadigt.

Da ist die Amnestie Franz Josephs; sie ruft die Flüchtlinge heim, kann sie aber die in den Tod Geschickten wieder in's Leben rufen? Darum ist die Abschaffung der Todesstrafe ein Gesetz der Nothwendigkeit, nicht der tagdienerischen, gefühlweichen, sondern der strengen, geschichtlichen und logischen Nothwendigkeit für die Fürsten wie für die Völker.

Nach der offiziellen Wiener Zeitung waren die letzten Worte Kaiser Maximilians zu den Soldaten, die zu seiner Hinrichtung commandirt waren: „Es sei mein Blut das letzte, welches vergossen wird.“

Wann wird dieser Anruf zur Wahrheit?



Tagebuch eines Annectirten.

Ein Jahresring.

Von

G. A. Oppermann.

(Der Verfasser war bei Beginn der Katastrophe als Mitglied zweiter Kammer in Hannover und, wie er glaubt, ein guter Hannoveraner, der es mindestens mit seinem Vaterlande gut meinte und dasselbe zu einer selbständigen Existenz für berechtigt hielt, diese freilich bedingt glaubte durch eine verfassungsmäßige Regierung nach einem neu zu vereinbarenden Modus (denn die 1855 octroyirte Verfassung schien ihm ein dem Lande und Volke angethanes Unrecht) und die Unterordnung unter ein deutsches Reich mit Preußen an der Spitze, mit Ausschluß Oesterreichs und mit parlamentarischer Vertretung des Volkes. Derselbe war auch Herausgeber des „Nienburger Wochenblattes“, welches gemeint ist, wenn in diesen Blättern vom Wochenblatte die Rede ist. Im Frühjahr 1866 stand derselbe in der deutschen Angelegenheit etwa auf dem Standpunkte der preussischen Fortschrittspartei nach deren Programm vom 9. Juli 1861, mit Hinneigung zu den Anschauungen der „Volkszeitung“. Er war Gegner des Krieges, wünschte aber, wenn es zum Kriege käme, Preußen den Sieg, weil Deutschland Preußen nicht, recht gut aber Oesterreich entbehren könne. Derselbe hatte für den v. Bennigsen'schen Antrag, welcher Neutralität für Hannover und Entlassung des Ministeriums forderte, gestimmt und geschrieben. Die nachfolgenden Blätter sind ein getreuer Abdruck der Wandlungen, die innerhalb eines Jahres in seinen Anschauungen und Gesinnungen vorgingen, und deren Gründe, sie haben nur darin ihren Werth, weil sie die politischen Wandlungen hundert oder tausend Anderer vielleicht erklären. Sie sind gleichsam Memoiren eines Zeitgenossen, der den hannoverschen Dingen, wenn auch nicht so nahe stand, daß er ganz hinter die Coulissen sehen konnte, doch nahe genug, um ein Verständniß dafür zu haben.)

Hannover, den 14. Juni 1866, Morgens 7 Uhr.

Ich komme aus der Eisenriede, es war ein schöner Morgen, mir zu voll schon von Spaziergängern. Der Minister K. mit seinen gewöhnlichen Begleitern begegnete mir; ob ihm heute wohl das Herz etwas pocht? Spä-

ter traf ich G.; er variirte das schon öfter behandelte Thema, daß er nicht verstehe, wie Bismarck seine deutschen, offenbar revolutionären Reformpläne mit reactionären Mitteln betreibe und sich die gesammte liberale Partei in Deutschland zum Feinde mache, gleichzeitig aber den Kleinen und Mittleren zumuthe, ein Parlament mit allgemeinem directem Wahlrecht zu billigen. Das heiße doch sie vor den Kopf stoßen, und Bismarck trage selbst die Schuld, wenn heute in der Eschenheimer Gasse Preußen überstimmt werde! L. kam hinzu, der sich gestern viel Mühe gegeben hatte, zu erfahren, wie unser Bundesgesandter v. Heimbruch in Frankfurt instruit sei, und der den Minister K. eben im Holze direct gefragt hatte. K. hatte natürlich eine ausweichende Antwort gegeben. Wir stimmten darin überein, daß sich für den Antrag Oesterreichs erklären Krieg hervorrufen heiße. Ob eine Rückkehr Preußens auf den Bundestag noch möglich sei, wenn ihm Garantie einer Majorität für die Februarforderungen gewährt würde?

Ich theilte mit, daß die Volkszeitung einen solchen Ausgang für erwünscht halte und die österreichischen Anträge für correct erkläre. Darüber erhob sich Streit; da aber Niemand von uns die Bundes- und Wiener Schlußacte bei sich führte, blieb er unentschieden.

Die Hauptfrage, die wir auf unserm weitem Gange nach der List erörterten, war, ob Bismarck, wie mit Italien, so mit Napoleon ein geheimes Abkommen getroffen und irgend einen Theil Deutschlands, das Saarbeden, die Rheinpfalz oder gar die ganze Rheingrenze, für die Neutralität oder Beihilfe im Fall einer Niederlage versprochen habe. So wurde ja in öffentlichen Blättern täglich behauptet, und mir hatte ein Mann, den ich für unterrichtet glauben durfte, „im Vertrauen“ freilich, die Wahrheit eines solchen Abkommens versichert. Erbittert über die Art und Weise, mit der Bismarck die Majorität des Abgeordnetenhauses behandelte, die ganze Art und Weise, den Bundesbruch herbeizuführen, hassend, war ich geneigt, Graf Bismarck auch die Schändlichkeit zuzutrauen, das Saarbeden an Frankreich zu verschachern. Meine ständischen Freunde wagten nicht der Möglichkeit eines solchen Hochverraths an Deutschland zu widersprechen. (Späterer Zusatz: Daß Graf Bismarck in einer Depesche an Fürst Jenburg diese Behauptung schon am 28. Mai als eine Lüge bezeichnet hatte, wußten wir damals noch nicht.)

Auf dem Rückwege beschloß ich fortan Tagesnotizen niederzuschreiben, da ich weiß, wie leicht man in Beziehung auf die Zeit, in der etwas ge-

schiebt, sich irrt. Das ist der Grund, warum ich diese Blätter heute beginne, nachdem ich vor 37 Jahren aufgehört habe solche zu schreiben. Die damaligen waren in einer damals unter uns Primanern üblichen Geheimschrift geschrieben, die ich jetzt nicht mehr lesen kann und zu der ein Grund nicht vorhanden war.

Der Briefträger bringt einen Brief, er ist aus Heidelberg von einem meiner ältesten Freunde aus dem Jahre 1829 her, der mich in die Lehren der Philosophie einweichte.

Es ist schauerhaft, schreibt derselbe, wenn man sieht, wie wenig das positive Recht, das auf Gesetze und Verträge gestützte Recht, in den Köpfen derjenigen bedeutet, welche die Zügel der Macht führen, daß diese Menschen eigentlich gar kein Recht als solches gelten lassen, denn das positive stoßen sie ab und brechen es, wenn es ihr Vortheil mit sich zu bringen scheint, ein höheres Recht, das Vernunftrecht, erkennen sie eben so wenig an, sondern mißbrauchen es höchstens zu Phrasen, die sie nach ihrem Nutzen drehen und wenden. Es ist die brennendste Nothwendigkeit, daß das Rechtsbewußtsein in den Menschen wieder hergestellt werde!

Das war mir aus der Seele geschrieben, und ich schrieb über das Thema einen Aufsatz für das Wochenblatt.

den 15. Juni, Morgens.

Obgleich man außer dem Ausgabebudget in gestriger zweiter Kammer ein Thema behandelte, das zu anderen Zeiten die Tribünen gefüllt und die ganze Aufmerksamkeit der Kammer gefesselt hätte, einen Antrag des Petitionsausschusses, welcher die Civilehe wenigstens indirect empfahl, waren doch die Tribünen leer und die Kammer bis auf die Redner unaufmerksam. Aller Gedanken waren in Frankfurt. Ich zeigte der Kammer an, daß unser lieber treuer v. Honstedt gestern in Silte verstorben sei. Er hat 40 Jahr standhaft für ständische Rechte gekämpft, sein Lieblingsproject, Bewässerung des s. g. Weizenbruchs, aber nicht durchführen können, es wird aber durchgeführt werden, wenn die Grundbesitzer verständiger werden. —

Während der Sitzung ward angezeigt, daß die Sitzung der Gewerbe-commission, der ich zugehörte, die am Abend stattfinden sollte, wegfiel, weil der Präsident derselben, v. Trampe, Graf Borries und Landschafts-director v. d. Kneesebeck nach Herrenhausen zum Diner befohlen worden. Das war mir lieb, konnte ich doch so der Einladung, einem Schauturnen bei-

zuwohnen, und einer Einladung für den Abend zu einem Freunde Folge geben.

Obgleich R. v. Bennigsen eine telegraphische Depesche aus Frankfurt erwartete, kam bis Nachmittags 4 Uhr, wo die Kammer geschlossen wurde, keine Depesche. Doch erzählte man sich, in der Conseilberatung haben Bacmeister und Zimmermann gegen den österreichischen Anschluß zu stimmen empfohlen, seien aber überstimmt. — Als ich nach Tisch mit meiner Frau zum Schauturnen ging, war R.-R. W. der Erste, der mir das Resultat der Abstimmung erzählte, mit dem er sehr zufrieden schien. Er ist Katholik.

Auf dem Turnplatze wurden schon Extrablätter mit dem Telegramm vertheilt, so wie solche an die Leitsäulen und Straßenecken angeschlagen. Eine zweite, ausführlichere Depesche, welche bestätigte, daß Hannover zwar für Mobilisirung gestimmt habe, aber gegen die (factisch schon als geschehen angezeigte) Mobilisirung von drei österreichischen Armeecorps und die Wahl eines Bundesfeldherrn gestimmt, also von einer offenen Erklärung des Krieges, wie sie in dem Antrage vom 11. Juni lag, sich fern gehalten, wurde, als ich in die Stadt zurückkam, angeschlagen.

Den Abend habe ich bei Freund G. verbracht in Gesellschaft von nur drei Herren; es wurde natürlich nur von Politik, von den Wirkungen der hannoverschen Abstimmung und den gänzlich haltlosen Bundesbestimmungen über Bundeskrieg gesprochen. Daß die in Norden und Westen angehäuften Preußen morgen auf ihren Etappenstraßen vorläufig in das Land rücken würden, wurde als unzweifelhaft angesehen.

Heute Morgen fünf Uhr, als ich in die Glienriede ging, theilte mir B. aus dem Osnabrückischen mit, daß gestern Abend noch eine Parteiversammlung im Hotel Russie stattgefunden, um Schritte gegen die hannoversche Bundesabstimmung zu berathen, Bennigsen und Miquel seien zum Entwurf eines Antrags beauftragt, und er befürchte, derselbe werde sehr extrem ausfallen, er ersuche mich daher, bei der Berathung, die um 11 Uhr im Vorzimmer der zweiten Kammer stattfinden solle, durch Opposition, wenn auch nur scheinbare, den Parteigenossen Muth zu machen, die etwa entgegengesetzter Meinung wären und sich nur nicht auszusprechen wagten. Ich versprach das um so eher, als Meding und Onno Klopp in der erkaufte Presse unserer Partei beständig vorwarfen, sie folge Bennigsen blind wie einem Leithammel.

Als ich zur Stadt zurückkehrte, traf ich viele Bekannte, jeder hatte eine besondere Neuigkeit. Das Leibregiment war in der Nacht alarmirt

und sei nach Wunstorf gerückt. Pionniere sollten nach Lehrte geschickt sein, um die Eisenbahnverbindung mit Braunschweig und dem Osten zu unterbrechen. Was soll das? Hannover will doch nicht etwa in der letzten Stunde, nur halb gerüstet, dem Einmarsche der Preußen sich widersetzen? Man will doch der aus Holstein ausrückenden Division Manteuffel nicht den Weg versperren, den die Division Kasik vor wenig Tagen gegangen?!

Abends 11 Uhr.

Das war ein heißer Tag! Die Versammlung im Vorzimmer der zweiten Kammer war sehr zahlreich besucht, es war mehr als die Majorität zweiter Kammer versammelt.

Der von Miquel und Bennigsen verfaßte Antrag enthielt vier Forderungen, denen ich zustimmte, nämlich in einer Adresse an den König auszusprechen: er möge die Rathgeber der Krone, welche die Abstimmung Hannovers am Bunde befürwortet, unverzüglich entlassen; den Bundesbeschluß vom 14. nicht zur Ausführung bringen; jedes Heraustrreten aus einer völligen Neutralität, sei es für Oesterreich, sei es für Preußen, ohne bringende Nothwendigkeit vermeiden; und auf die schleunige Einberufung eines deutschen Parlaments hinwirken. Dagegen war die Motivirung sehr scharf gegen Oesterreich, sie bezeichnete den Antrag vom 11. Juni geradezu als bundeswidrig und als Kriegserklärung des Bundes gegen Preußen. Ich opponirte dagegen und führte an, daß, wenn der Antrag auch nicht ganz correct sei, Hannovers Abstimmung doch die correcte Form getroffen habe, und daß ich, solange ich nicht klarer in die Dinge sehen könne, namentlich solange es zweifelhaft sei, ob Preußen durch ein Bündniß mit Frankreich nicht wirklich Veranlassung zu einem solchen Antrage gegeben, diese Motivirung nicht unterschreibe.

Miquel wurde heftig; da inzwischen von mehreren Seiten Partei für mich ergriffen wurde, erklärte sich Bennigsen zu einer Redactionsänderung bereit, zu sagen: „daß auf Antrag der österreichischen Regierung ein durch die Bundespflichten nicht gebotener Beschluß gefaßt ist“, womit ich zufrieden war. Der Antrag wurde nun sofort ins Reine geschrieben und von 39 Mitgliedern unterschrieben; andere, die abwesend waren, unterzeichneten erst nachträglich.

H. Bennigsen überreichte den Antrag im Anfange der Sitzung, und der Graf Bennigsen, welcher präsidirte, setzte ihn auf die morgende Tagesordnung. Der Antrag wurde auch sofort gedruckt und in der Kammer vertheilt.

Erminister v. Münchhausen beklagte sich während der Sitzung gegen mich über den Antrag. Das Verfahren sei incorrect, weil, wenn eine Majorität einen solchen Antrag einbrächte, dadurch die Discussion und Freiheit der Entschliebung der Einzelnen von vornherein beseitigt würden. Ich entgegnete, es sei aber Gefahr beim Verzuge und unser Wunsch sei, daß schon heute, wo möglich noch zu der jetzt in Herrnhäusen anberaumten Conseilberatung dem Könige zur Kunde komme, wie die Majorität des Hauses gesonnen sei.

Minister waren nicht anwesend, die Verhandlungen über das Ausgabebudget langweilig. Gegen den Schluß der Sitzung verbreitete sich in der Kammer die Nachricht, die Mobilisierungsordrte sei telegraphisch in alle Provinzen gegangen, gleichzeitig sei allen zu den s. g. Exercirübungen nach Rotenburg dirigirten Truppen und allen sonstigen Truppen der Befehl zugegangen, sich in Göttingen zu concentriren, da man sich gemeinschaftlich mit den Hessen bei Aschaffenburg mit Bayern und Württembergern vereinigen wolle.

Also hegte man noch immer die Absicht, den Bundesbrecher zu finden, wie Hr. von Mößing in erster Kammer gesagt hatte.

Die Stadt war Nachmittags sehr belebt, die Soldaten rannten durch die Straßen, die Gardejäger liefen mit Gepäc auf dem Waterlooplaze zusammen, Officiere fuhren, gingen und liefen aller Orten, Degen klapperten auf den Trottoirs, Munitionswagen und Kanonen wurden auf dem Bahnhofe eingeladen. Der Bahnhofsplaz stand ganz voll von Menschen. Aus Norden trafen schon mehrere Militärzüge ein, die nach Göttingen weiter gingen.

Mir fiel unwillkürlich eine Stelle aus Bülow-Cummerow ein, die ich 1860 in meiner Vorrede zur Geschichte Hannovers seit 1830, zur Warnung für gewisse Leute hatte abdrucken lassen, etwa dahin lautend, „daß Preußen nur im Vereine mit Deutschland stark genug sei, allen Zufälligkeiten zu begegnen; wenn aber die Kleinstaaten ihren Vortheil nicht erkannten, nicht an Preußen sich anschließen, und es entsiehe ein neuer Kampf, Preußen um seiner eigenen Erhaltung willen gezwungen sei, sein Gebiet zu erweitern, bis es stark genug sei, seine Selbständigkeit zu bewahren.“

Wir standen am Anfang vom Ende, das war klar, ein Anschluß an Oesterreich das Unsinnigste, was man in Herrnhäusen beschließen konnte.

Am Abend erzählte mir M., daß Prinz Isenburg heute Morgen dem

Grafen Platen eine Sommation überreicht habe, wonach Georg V. sich im Laufe des heutigen Tages darüber zu erklären habe, ob er die hannoverschen Truppen sofort auf den Friedensfuß vom 1. März bringen wolle und der Berufung eines Parlaments beistimme. Falls der König zustimme, solle ihm von Preußen sein Gebiet und seine Souveränitätsrechte nach Maßgabe der Reformvorschläge von gestern gewährleistet werden, wo nicht, so müsse Preußen Hannover als im Kriegszustande gegen sich betrachten. M. wollte nun zum Minister Sacmeister, um zu hören, wozu man sich in Herrenhausen entschlossen. Ein Mitglied des hannoverschen Magistrats, zugleich Stände-Mitglied, erzählte mir: in Herrenhausen habe man es mit der Würde der Krone Hannover und der Ehre der Armee für unvereinbar gehalten, der preussischen Sommation Folge zu geben, der König wolle in der Nacht die Residenz verlassen. Um 11 Uhr kämen Magistrat und Bürgervorsteher zusammen, um eine Deputation nach Herrenhausen zu senden und nochmals Georg V. zu ersuchen, die eingeschlagene Politik zu verlassen. Die Silberkammer sei schon eingepackt und nach Geesemünde unterwegs, die Generalkasse werde in diesem Augenblick aufgeladen, in der Nacht werde die allgemeine Flucht beginnen, der Krieg denn morgen.

Ich ging über die Leinstraße, es war 9 Uhr Abends und die Ernst-Auguststraße ganz mit Menschen bedeckt, welche den Abzug des zweiten Bataillons des Gardejägerregiments erwarteten. Dieser erfolgte mit Fahnen und klingendem Spiel unter so großem Zubrange der Straßenjugend, daß ich auf einem Umwege mein Hotel erreichte.

Hier schreibe ich nun. Mir gegenüber sitzt auch Jemand, der in dem hellerleuchteten Zimmer schreibt und den ich genau sehen kann, da es ihm zu heiß scheint und ein Fenster geöffnet ist. Der Mann weiß mehr von dem, was morgen geschieht, als ich, der Mann weiß mehr als die ganze Stadt, was aus uns werden soll, es ist der preussische Gesandte, Prinz Jsenburg. Ueber ihm liegt in 4. Etage der Komiker Behrend im Fenster und trällert ein lustiges Lied in die Luft.

Nienburg, den 16. Juni, Abends.

Wieder in der Heimath; urplötzlich. Es regnete heute Morgen ziemlich stark, dennoch wagte ich mich gegen 6 Uhr in das Holz. Dort traf ich den brunnentrinkenden Bürgervorsteher P., der in dieser Nacht bei der Deputation gewesen war. Der König hatte die Deputation in großer

Gala-Uniform mit breitem blauen Ordensbande um die Brust nach Mitternacht empfangen. Der Magistratsdirector Rasch habe sehr einbringlich gesprochen, der König mit großem Selbstbewußtsein erwidert: Seine von Europa anerkannte Souveränität erlaube ihm nicht, auf die von Preußen gestellten Bedingungen einzugehen, die Reformvorschläge verbürgten diese Souveränität wenig, die militärische Ehre erlaube nicht, das Heer auf Preußens Befehl auf den Friedensfuß zu bringen. Als König, Welf, Christ sei es ihm nicht möglich, auf die preussischen Vorschläge einzugehen. Er vertraue die Königin und Prinzessinnen dem Schutze der Residenz an. (Also, reflectirte ich, in Betracht kommt nur die Person des Königs als solcher und als ältester Dynast; das Wohl des Volkes und Landes, die Leiden einer Eroberung und Kriegsbesetzung sind der Erwägung nicht werth. Mein Referent, ein Zünftler und Royalist, schien ähnlich zu denken, ohne daß er sich aussprach.) Der Regen zwang mich umzukehren, ich nahm den Rückweg durch die Bahnhofshalle; hier hielt ein Militärzug, der das 7. Infanterieregiment in sich barg, das vor der Erbauung der Welfencaserne in Nienburg Garnison hatte. „Revanche für Nendeburg!“ rief mir ein bekannter Officier zu. „Hütet Euch nur vor preussischen Schlägen“, sagte ich. In der Stadt waren kaum noch so viel Mann Soldaten, als zur nöthigsten Bewachung des Schlosses und sonstiger öffentlicher Gebäude gehörten.

Die Kammer Sitzung begann wie jeden Sonnabend um 9 Uhr. Es war das eine Versammlung, wie ich sie nie gesehen. Alles stand in Gruppen und redete über die Folgen des Schritts. Die Minister, die dem Könige nicht nach Göttingen gefolgt waren, nämlich Sacmeister, Dietrichs, v. Hodenberg und Leonhard, hatten sich in ein Commissionszimmer zurückgezogen und berathen, ob die Stände zu vertagen seien. Der König hatte gewünscht, dieselben sollten zusammenbleiben; aber was sollten wir?

Die Mitglieder der nächstlichen Deputation, Albrecht und von der Horst, erzählten uns das Nähere über die Audienz, es stimmte mit dem empfangenen Bericht überein, der König hatte die Welfenwürde in hohem Maße hervortreten lassen.

In der Kammer ließen die Rechten, die vor 14 Tagen gegen den Bennigsen'schen Antrag, der Neutralität forderte, gesprochen hatten, die Köpfe hängen, die Beamten waren in Schwulitäten, man sah es den meisten an.

Die beiden Vertreter des Klosterfonds, Oberst Dammers und Major Braun, waren noch an ihrem Plaze, der dicke Kriegsgott, wie wir den

Generalsecretair des Kriegsministeriums, Schomer, zu nennen pflegten, fehlte. Es schlug 10 Uhr, und die Minister waren noch immer zu keinem Beschlusse gekommen. Da vertagte der Präsident die Versammlung bis 11 Uhr.

Zh ging nach Hause, um die Abreise vorzubereiten, denn schon waren die Bahnen nach Celle, Harburg und nach Osnabrück nicht mehr fahrbar, und ob morgen noch Züge nach Bremen gehen würden, schien dem Generaldirector der Eisenbahnen zweifelhaft.

Um 11 Uhr wurde die Sitzung eröffnet. Der Präsident stellte den Bennigsen'schen Antrag auf die Tagesordnung. Bennigsen erklärte, daß heute der Antrag zwecklos sei und daß er ihn zurückziehe. Er wälze die Verantwortung für Alles, was geschehen, auf die Minister, von denen er fordere, daß sie Aufklärung geben über die Maßregeln, welche bezüglich der Landesverwaltung, Landesbehörden, Cassen getroffen seien.

Münchhausen schloß sich dieser Interpellation an. Vacmeister erklärte dann: „Hannover habe sich in Frankfurt auf den Boden des Bundesrechts gestellt. Damit möchten Gefahren verbunden sein, aber es habe dadurch nur seine Pflicht erfüllt. Se. Majestät der König und der Kronprinz befänden sich inmitten seiner getreuen Truppen in Göttingen. Was die Landescassen anlange, so sei Alles geschehen, um sie dem rechtmäßigen Landesherren und dem Lande zu bewahren. Die Minister seien treue Diener Sr. Majestät des Königs, in schlechten und guten Zeiten; sie, die Minister, haben in einem Augenblicke, wo man vielleicht zum letzten Male inmitten der getreuen Stände spreche, die einzige Hoffnung, daß das ewige Recht zur Geltung komme und jedem das Seinige gewährt und wiedergegeben werde.“

Darauf wurde das Vertagungsschreiben verlesen. Wir drückten uns die Hände auf Nimmerwiedersehen in diesem Raume.

Zh hatte in der Stadt noch Mancherlei zu besorgen. Als ich aus dem Vorhofe in die Dsternstraße herauskam, sah ich, daß aus der Generalcasse noch immer Geldfässer aufgeladen und zur Bahn befördert wurden, angeblich über Geestemünde nach England. — Es war sonst ruhig in der Stadt, Militär sah man wenig.

Mittags brachte ich die von der ständischen Bibliothek geliehenen Bücher zurück und holte meine Actenstücke, Scripta und Bücher aus meinem Platschränkchen. Zh traf Bennigsen und Miquel im eifrigen Gespräch, die darüber nicht zweifelhaft schienen, daß das Ende aller Dinge für Hannover gekommen sei, mindestens wenn es nach Bismarck's Willen gehe.

Nach 6 Uhr Abends fuhren wir ab; in der Bahnhofshalle stand ein eben von Stade über Stubben angekommener Militärzug; es war eine Batterie gezogener Artillerie aus Stade, die man schon verloren gegeben, die sich aber noch zeitig gerettet hatte.

Hier in Mienburg wurden wir am Bahnhose natürlich von einer Anzahl Neugieriger umdrängt.

Sonntag, den 17. Juni, Abends.

Dreimal nach dem Bahnhose, um die Züge aus Hannover abzuwarten. Der erste brachte die katholischen Collegen aus Osnabrück, Meppen &c., die mit der Post über Diepholz weiter reisten. Preußen waren noch nicht in Hannover, auch heute Morgen noch nicht in Wunstorf. Gestern Abend hatten Polytechniker und allerlei Volk die Zeughäuser ausgeräumt und das Kriegsmaterial, Kanonen nach Süden auf die Bahn geschafft.

S., der zu Wagen über Rehburg von Bückeburg kam, hatte gestern Abend die Preußen in bicken Massen bei Stadt Hagen getroffen, gut verproviantirt, d. h. mit vielen Wägen voll Brod und Speck im Gefolge.

Der Nachmittagszug brachte nur die Neuigkeit, daß gegen Mittag 4 preußische Husaren in Hannover eingerückt seien. Prinz Isenburg saß im Zuge. Der Abendzug brachte die Nachricht, daß die Preußen in Hannover eingerückt seien.

den 18. Juni.

Die in Hannover eingerückte Division Goeben hatte in den Casernen, öffentlichen Gebäuden und Häusern nicht untergebracht werden können und auf dem Bahnhose und den Straßen umhergelegen.

Der Nachmittagszug brachte die Auflösung der Stände, wodurch die Ausschreibung der unbewilligten Steuern ermöglicht wurde; auch wurde der Wortlaut der Sommaton vom 15. und Platen's Antwort bekannt. Ohne die vorhergegangenen diplomatischen Verhandlungen zu kennen, kann man aus beiden Actenstücken nichts lernen.

Reisende, die mit dem Abendzuge kamen, wollten in Hannover gehört haben, der König wolle zu Gunsten des Kronprinzen abdanken. Was sollen wir aber mit einem Könige, der nichts gelernt hat? Wie oft habe ich angeregt in öffentlichen Blättern, daß man den Kronprinzen wenigstens auf eine Universität oder auf Reisen schicken solle. Das schien so nöthig, um so mehr, da er nicht auf Vater und Großvater artete, sondern auf die Mutter.

Aus Göttingen wollte man in Hannover die Nachricht haben, Eschirsch-
nitzsch sei entlassen und standrechtlich erschossen. Aber einen Grund für
solche Maßnahmen wußte Niemand anzugeben.

den 19 Juni.

Erhielt einen Brief von der Schwester aus Göttingen, worin die
Wirrnis der Nacht, in welcher der König ankam, und am Sonnabend ge-
schildert war. Der König logirt bei Freund Bellmann in der Krone, hat
sich schon zweimal das Abendmahl reichen lassen. Einquartierungslast
groß, das Pfund Butter kostet 20 gr. — Will Schinken und Butter nach
Göttingen senden. Die Brücke in Greene muß also doch nicht gesprengt
sein, wie es gestern hieß.

Nachmittags waren am Bahnhofe alberne Gerüchte verbreitet, die
Dänen und Schweden seien in Schleswig eingefallen und die Division
Manteuffel gehe in Eile über die Elbe zurück. Die Zeitungen brachten
die Nachricht, die Preußen hätten bei Friedberg ein darmstädtisches Re-
giment vernichtet und zögen über Gießen auf Marburg; die Kurhessen
über Bebra nach Fulda.

Ich calculire: nach den Verträgen Preußens mit Oldenburg, Wei-
mar u. s. w., wie sie jetzt bekannt werden, beabsichtigt Preußen keine
Eroberung der Kleinen, nur Unterwerfung, und wird König Wilhelm, der
Sohn Louisens, dem Sohne Friederikens noch heute die Bedingungen bie-
ten wie am 15., heute vielleicht mit der Erschwerung, daß unsere Truppen
in preußische Festungen während des Krieges verlegt werden. Der König
in Göttingen ist eingeschlossen, im Werrathale kann er nicht mehr heraus,
denn von Erfurt nach Eisenach ist nicht weit.

Georg V. wird also capituliren müssen, und dann wird K. v. Ben-
nigsen Minister werden müssen. Und dann? Nun, mit unserer ersten
Kammer läßt sich eine Verfassung, wie wir sie neben einer Reichsverfassung
brauchen, nicht einmal vereinbaren. Es muß also das B.-Ges. von 1848
zunächst durch Oetroyirung hergestellt werden und dann ein Einkammer-
system. Ich will meine Gedanken an B. schreiben.

den 20. Juni, Abends.

Morgens traf ich Adickes, der bis jetzt in Hannover geblieben war;
er erzählte, daß General v. Falkenstein eine provisorische Regierung ein-
gesetzt, die Generalsecretäre sollen unter der Leitung des Civilcommissärs

Freiherrn von Hardenberg die Verwaltung fortführen, das Kriegsministerium nicht. Der Generalsecretär des Gesamtministeriums v. Seebach hat zugleich das Finanz-, Handels- und Justiz-Ministerium unter sich.

Das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten hat Hartmann.

Daß man das Ministerium des Auswärtigen bestehen läßt, scheint mir darauf zu deuten, daß man an keine Einverleibung denkt.

Der Nachmittagszug brachte die Falkenstein'sche Bekanntmachung über die Verwaltung des Königreichs Hannover. Eine Proclamation vom gestrigen Tage setzt die Verordnung, wonach sich alle beurlaubten Mannschaften zu ihren Truppentheilen zu begeben haben, außer Kraft.

Gleichzeitig brachten die Zeitungen zwei Proclamationen Königs Georg, von Göttingen, den 17. Juni datirt. Der König nennt das Bündniß, welches Preußen in der Sommination verlangte, ein solches, welches die Ehre und das Recht seiner Krone demüthigte.

Eine solche Erniedrigung, sagt er, war gegen mein Recht und wider meine Pflicht, und weil ich sie zurückwies, brach der Feind ins Land.

Er ermahnt dann das Volk, ihm treu zu bleiben, wie die Väter dem Welfenhaufe treu geblieben.

Eine Bekanntmachung erlaubt der Civilbienerschaft in den vergewaltigten Landestheilen die Fortführung der Dienstgeschäfte, jedoch vorbehaltlich der „in Gemäßheit des Uns geleisteten Huldigungsseides Uns zu bewahrenden Unterthanstreue“. Der General v. Falkenstein bemerkt dazu: Selbstverständlich haben diese Proclamationen durch meine Bekanntmachung über die Fortführung der Regierung ihre Erledigung gefunden. — Die Unterschrift Georg's ist nicht verificirt, er hat gar keinen Generalsecretär bei sich.

Tschirschitz ist als Generaladjutant entlassen, aber nicht erschossen, Dammers, der ständische Colleague, an seine Stelle getreten. Er hatte den Conflict in Rendsburg und ist natürlich erbittert gegen die Preußen.

den 21. Juni.

Der Morgenzug brachte große Neuigkeiten; die Schwarz-Gelben, deren wir hier eine ganze Menge haben, jubelten. In Berlin sei Revolution ausgebrochen; Neißer sei von Oesterreichern erobert, alle Truppen bis auf ein Regiment Landwehr hätten Hannover verlassen und seien mit Extrazügen nach Berlin geschafft. Nachmittags war Barisch im Zuge, der mir sagte, daß allerdings die meisten Truppen heute Morgen in Extrazügen

nach Osten befördert seien, um über Kreiensen nach Göttingen geschafft zu werden. Man wolle die Hannoveraner mit großer Uebermacht umschließen, um Blutvergießen zu meiden; die Südbahn sei noch immer unfahrbar. Die Hannoveraner fingen an sich bei Göttingen zu verschanzen, namentlich sei auf dem Moosberge bei Weende eine Batterie errichtet.

den 22. Juni.

Es kommen seit heute Morgen eine große Menge Beurlaubter hier an, die hierher beordert waren. Die armen Leute sind in großer Verlegenheit, was sie zu thun haben. Die Beamten, welche sie um Rath fragen, sagen: sie müßten selbst wissen, wozu sie ihr Fahrenleid verpflichtet, d. h. sie müßten sich nach Göttingen durchzuschlagen versuchen.

Die Preußen haben Kassel und die Friedr.-Wilh.-Nordbahn bis Bebra. Von Bebra bis Eisenach fährt man etwa 1/4 Stunde, die Einschließung wird sich also sehr bald vollziehen, wenn nur von Weßlar aus genug Truppen nachgeschoben werden können.

Am Morgen traf ich im Bahnzuge einen Bayern, der direct von Augsburg über Bamberg, Coburg, Eisenach, Halle, Braunschweig gereist war — er erzählte, daß er auf der ganzen Reise keinen bayerischen Soldaten gesehen habe. „Wir Bayern thun Niemand was, wir sind auch nicht so schnell auf den Beinen“, sagte er.

Am Abend verbreitete sich das Gerücht eines Gefechts in der Nähe von Göttingen, die blauen Dragoner in Nordheim seien mit einem westphälischen Husarenregiment zusammen getroffen und hätten es beinahe gänzlich vernichtet. Obgleich die Proclamationen des Generals v. Falkenstein vorgestern officiell angekommen, waren sie nicht angeschlagen. Ich habe dieselben an eine Brunnenpumpe angeschlagen. Später, als man dieselben officiell anschlug, sind sie von dem Pöbel abgerissen worden, beinahe unter den Augen der Polizei.

Warum meine Schwester aus Göttingen gar nicht schreibt? Ich habe ihr doch eine Adresse in Köln angegeben, und der Weg über Kassel, Paderborn zc. nach Köln ist fahrbar. Meine Correspondenz mit der Genfer Bank geht über Paris und Köln und braucht nur 1 Tag mehr als sonst.

den 23. Juni.

Das Vorpostengefecht bei Göttingen war erlogen, der König und seine Truppen haben sich vielmehr über Heiligenstadt und Worbis auf Eisenach oder Gotha zurückgezogen.

M u e r b a c h, Volkskalender.

Obgleich ich keine militärische Kenntniß habe, scheint mir das denn doch ein verfehlter Rückzug, denn den Thüringer Wald kenne ich genau; wie will man weiter kommen, wenn man die Eisenbahn überschritten hat? Wenn man zwischen Gotha und Eisenach die Bahn überschreitet, gibt es nur zwei Wege, den der Pferdeisenbahn nach Waltershausen um den Inselfsberg nach Schmalkalden zu, und den Weg nach Ruhla in jenem engen Bergthale bei der Luthereiche vorbei nach Altenstein und Salzungen oder in Eisenach durch jene engen Defileen nach Altenstein und Liebenstein, wo ein Regiment fünfse abhalten kann! — Denn daß die Eisenbahn auf dem Wege nach Meiningen bei den vielen Tunnels dicht hinter Eisenach unfahrbar gemacht werde, ist wohl keinem Zweifel unterworfen. Gotha steht zu Preußen; daß beide von Hessen aus und von Erfurt und Gotha aus so viel Truppen in den Thüringer Wald werfen können, um den Weg der Werra entlang zu sperren, ist ohne Frage. —

Heute Mittag erhielt ich von unserm Bürgermeister v. R. eine Sommatation wegen Anschlagens der Proclamation, ich wurde verwart. Ich habe sofort geantwortet, wenn ich etwas Strafbares gethan, so könne er mich strafen, Verwarnungen verbäte ich mir, ich habe mein juristisches Examen gemacht, als er noch nicht geboren sei; er möge sich um die Dinge bekümmern, die seine Pflicht seien, und da habe ich denn eine Anzahl Fälle aufgezählt, wo er mir nicht pflichtmäßig zu verfahren schien.

Montag, den 25. Juni.

Ich fuhr gestern nach Hannover. Dort wußte man nicht mehr als bei uns, in Göttingen sollte man sämtliche Bäume von den Wällen gehauen und zu Verschanzungen verwendet haben.

Abends.

Heute Nachmittag kamen mit dem Zuge 160 Mann Landwehr, die auf requirirten Wägen weiter nach Sulingen befördert wurden, in dessen Umgebung sich ein Lieutenant Schneider mit dem Depot des 7. Infant.-Regiments, Munition, Casse herumtreiben soll, das von Osnabrück den Weg nach allen Seiten abge schnitten fand.

Dienstag, den 26. Juni.

Ich habe angeordnet, dreimal nach dem Bahnhofe zu gehen; in der Regel hört man dort nur Lilgen. Heute hieß es, die Hannoveraner hätten Langensalza niedergeschossen und seien dann auf Eisenach gerückt.

Endlich ein Brief aus Göttingen. Die schönen Bäume auf dem Walle stehen noch. Georg ist am 21. Morgens 3 Uhr, schon abgezogen mit seinen Truppen auf Heiligenstadt zu. Am andern Tage sind die ersten Preußen gekommen, aber gleich weiter gezogen. Sonnabend sind die Truppen massenhaft aus Kassel gekommen, auch von Hannover her sind sie gekommen. Während der Brief geschrieben — er ist von gestern datirt — lagern eine Menge Truppen auf den Straßen, um nach Einnahme eines Essens gleich weiter befördert zu werden. Allerlei unsinnige Gerüchte werden auch dort verbreitet. Der Brief kommt direct über Hannover, die Südbahn muß also wieder hergestellt sein. Hier heißt es, die Königin habe den Officiersfrauen in Hannover sagen lassen, die Truppen hätten sich durchgeschlagen und seien im Meiningschen. Das kann ich nicht glauben.

den 27. Juni.

Die Zeitungen bringen Nachricht von siegreichen Kämpfen der Oesterreicher bei Verona. Es soll auch General Beyer mit 9000 Mann von Kassel in Eisenach angekommen sein; dann wäre die Einschließung also vollendet.

Lieutenant Schneider hat sich mit 150—200 Mann im Darlakenmoore bei Uchte verschanzt; dasselbe ist gänzlich unzugänglich und faßt sieben große Domanielholzungen in sich, die nur durch einen schmalen Damm verbunden sind. Nach allen Berichten soll die Stellung sehr fest sein.

Abends wurde das Schaffner-Gerücht verbreitet, die Hannoveraner beschössen Erfurt. Es sind immer dieselben Personen, welche die den Preußen ungünstigen Nachrichten in Cours bringen; ich kenne sie alle.

den 28. Juni.

Nach Zeitungsnachrichten ist es wirklich zu Langensalza zu einem Kampfe zwischen Hannoveranern und Preußen gekommen.

Heute kamen 150 Mann Infanterie und 100 grüne Husaren mit der Bahn, die nach Sulingen weiter befördert wurden. Schneider will nicht capituliren. Der Bürgermeister hat mich wegen Anschlagens der Proclamation Falkensteins nach §. 269 des Pol. St. G. in 2 Thlr. Strafe, außerdem aber wegen ungebührlicher Schreibweise in 25 Thlr. Strafe genommen. Werde an die Landdrostei gehen. Die furchtbare Hitze der letzten Tage wurde gegen Abend durch ein schönes Gewitter abgekühlt.

den 29. Juni.

Der Held Schneider hat nun doch capitulirt. Ganze Reihen von Wagen bringen die Munition und Waffen der Depotmannschaften. Diese

9*

sind entlassen. Die Zeitungen bringen die officielle Nachricht von dem Zusammentreffen bei Langensalza; die Preußen unter Generalleutnant v. Fliß sind von unseren Truppen zurückgebrängt, eben so die Gothaer, aber am anderen Tage hat man doch capituliren müssen, weil die Einschließung vollendet war.

Auch in Böhmen sind die Preußen siegreich, heute werden die Siege von Trautenau gemeldet.

den 30. Juni.

Georg V. hat also den Ruhm, daß unter seinen Augen eine Schlacht geschlagen ist, in der seine Truppen Sieger geblieben. Aber 2000 Mann sind auf dem Platze geblieben, unter ihnen unser ständische College, der Husarenmajor Braun. Die militärische Ehre ist gerettet, was schadet es, wenn 2000 Familien trauern? Die Zeitungen enthalten die Capitulationsbedingungen, für die Armee gut, für Georg schlecht; er darf ein Jahr lang sein Land nicht wiedersehen. Georg wird sich zu trösten wissen, macht ihn das Schicksal doch dadurch seinem großen Ahnherrn ähnlicher, der länger als 1 Jahr in der Verbannung in England leben mußte.

Für unser Land wird eine solche Verbannung nur glückliche Folgen haben, denn wenn überhaupt noch eine Möglichkeit ist, daß Georg constitutionell regieren lernt und seinen Eigenswillen dem Willen eines Gesamtministeriums unterordnet, so kann das nur auf solche Weise geschehen. Schmeicheleien und Byzantinismus, Kriechereien und Schwäche der Minister haben zu lange auf ihn eingewirkt.

Ich ging mit mehreren Freunden Haus bei Haus, um Lebensmittel, Charpie für die bei Langensalza Verwundeten zu sammeln. Wir bekamen einen Eisenbahnwagen voll. Dazu wurden 400 Thlr., die ein Verein für Schleswig-Holstein noch besaß, gleichfalls verwendet. Die ärmsten Leute gaben bereitwillig.

den 1. Juli.

Die drei preussischen Armeen haben sich vereinigt, bei Nachod und Skalitz ist die Armee des Kronprinzen, bei Turnau und Münchengrätz die des Prinzen Friedrich Karl siegreich gewesen. Auch die Elbarmee des General Herwarth bringt siegreich vor. Ob Benedek sich bei Josephstadt wird halten können?

Unser gestern Abend abgegangener Transport nach Langensalza ist telegraphisch auf Braunschweig dirigirt, da unsere Truppen über Magdeburg zurück dirigirt werden. Vom Lande kommen noch immer neue Zufuhren.

Wenn dieselben gleich auf dem ausgesagogenen Eichsfelde vertheilt werden könnten, würde das am besten sein.

In Hannover hatte man gestern das unsinnige Gerücht verbreitet, die Nachricht von der geschehenen Capitulation sei eine Unwahrheit, erfunden, um den Preußen Lebensmittel zuzuführen. So war Tumult auf dem Bahnhofe entstanden. Infolge dessen ist der Bahnhof besetzt und gehen von Hannover selbst keine Züge ab.

den 2. Juli.

Nach süddeutschen Blättern waren die Oesterreicher in Böhmen siegreich. Wie kommt es aber, daß sie immer weiter zurückweichen? —

Die Tumulte haben sich gestern am Bahnhofe zu Hannover wiederholt; der dumme Pöbel läßt sich die Lüge aufbinden, unsere ganze Armee sei mit den Bayern vereinigt. Man heßt das Volk zu Unruhen, welche eine Anhänglichkeit an die Dynastie bezeugen sollen.

den 3. Juli.

Preußische Depeschen melden die Ankunft des Königs bei der Armee in Gitschin; die Oesterreicher ziehen sich auf Königgrätz zurück. Die Stimmung der hiesigen Schwarz-Gelben ändert sich, Achselträger, wie K und Z., fangen an preußisch zu fühlen.

den 4. Juli.

Neue Siegesnachrichten aus Böhmen! Geht das so fort, so haben wir in 14 Tagen Frieden. Daß wir bis Michaelis Frieden haben, darauf habe ich eine bedeutende Wette mit B. gemacht, der als Gutsbesitzer, wie er sagt, gern verliert. Heute kamen mit der Bahn verschiedene Regimenter unserer Truppen zurück, die hier entlassen wurden.

den 5. Juli.

Amlich gemeldet ein, neuer glänzender Sieg bei Königgrätz, 14000 Oesterreicher verwundet und gefangen, 116 Geschütze erobert, die Oesterreicher im Rückzuge.

den 6. Juli.

Ein Extrablatt bringt die Nachricht, daß Oesterreich Venetien an Louis Napoleon abgetreten, dem Gedanken des Kaisers in dem Briefe vom 11. Juni folgend und um dessen Vermittelung zum Frieden bittend.

So hat Napoleon seinen bösen Willen erreicht, er ist zum Schiedsrichter der Welt gemacht; die Franzosen jubeln über das Resultat, das sie als größten Sieg betrachten, den Frankreich je errungen habe.

Werden die Süddeutschen nun klug werden, ihren Preußenhaß fahren lassen?

Bremen, Sonntag den 8. Juli.

Ich war gestern im Amte Syke zu einer Ortsbesichtigung und kam Nachmittags nach hier zurück, wo ich die Bremer in wahren Enthusiasmus traf. Eine an der Börse angeschlagene Depesche berichtet, daß die Oesterreicher nach Mähren fliehen, daß in Pardubitz das preussische Hauptquartier ist. Also die Bahn von Prag nach Wien in Feindes Händen. Der Krieg zieht sich jetzt auf mir bekannte Gegenden; in Pardubitz habe ich einmal die Ankunft eines Zuges von Josephstadt eine Stunde abwarten müssen.

Die Bremer sind gänzlich preussisch.

Wie mir Better J. erzählte, sind nach heute eingetroffenen Nachrichten die Bayern im Werrathale wie bei Hünfeld, also in der Nähe von Fulda geschlagen. In Italien macht die Gession Venedigs, wie man sich unjuristisch ausdrückt, natürlich böses Blut. — Arnob Ruge erklärt in der Berl. Börsen-Zeitung ein Manifest gegen Oesterreich. Napoleon sucht um Waffenstillstand mit Oesterreich nach.

Hannover, den 12. Juli.

Bennigsen, Miquel u. A. haben auf heute eine politische Versammlung hierher berufen. Leider habe ich der Vorversammlung nicht beiwohnen können. Es haben sich Gesinnungsgenossen aus Hessen, Braunschweig, Bremen, Mecklenburg, Oldenburg, Weimar eingefunden. Die Erklärung und die Ansprache waren schon redigirt. Die Erklärung umfaßt eigentlich 3 Sätze: 1. Daß die blutigen Opfer des Krieges nicht vergeblich gebracht sein dürfen, daß eine Gesamtverfassung Deutschlands herzustellen sei, unter Uebertragung des Militärwesens, der auswärtigen und Handelspolitik an Preußen. 2. Die Drohung eines Nationalkrieges an Napoleon, wenn er durch seine Einnischung die neue Gestaltung Deutschlands hindere, oder sich mit Oesterreich verbände. 3. Eine Mahnung an Preußen, daran zu denken, daß das Volk nicht allein nach Einheit sich sehne, sondern auch nach freierlicher verfassungsmäßiger Entwicklung.

Die Ansprache ist an die Süddeutschen gerichtet, die aufgefordert werden, sich von Habsburg abzuwenden, das den Erbfeind herbeigerufen.

Beide Dinge sind geschickt redigirt.

Die Debatte war nicht sehr bedeutend. Der ganze große Börsensaal war gefüllt, die Hitze groß.

Was mir auffiel, war die Motivirung Miquels: die Frage, ob Einheitsstaat ob Bundesstaat, nicht herbeizuziehen, Preußen vielmehr gänzlich freie Hand zu lassen.

Danach könnte es scheinen, als ob Miquel hoffe, daß alle Kleinstaaten, die Preußen erobert hat und noch erobern will, annectirt würden. Der Entwurf einer neuen Bundesverfassung vom 10. Juni hat doch einen Bundesstaat im Sinne. Und wenn man sieht, wie Preußen Hannover ausplündert, wie aus den Zeughäusern, Casernen Alles und Alles bis auf die Nagel weggeschafft wird, Bettstellen, Schilderhäuser, Bretter, Lösspapier u. s. w., so sollte man doch glauben, Preußen denke nicht daran, Hannover zu behalten, denn sonst müßten ja alle diese Sachen, die man mit Mühe hinweggeschafft, wo die Hälfte unserer Eisenbahnwagen nach Böhmen und dem Süden unterwegs sind, wieder angeschafft werden.

Montag, den 16. Juli.

Das Bremer Contingent kam heute hier durch, morgen kommt das Oldenburger. Preußen schickt nach, was es haben kann, da es vielleicht auf dem Marchfelde vor Wien noch eine große Schlacht schlagen muß. Ueber den Stand der Dinge in Süddeutschland lauten die Nachrichten sehr verworren. In Rissingen und Aschaffenburg ist es zu sehr blutigen Zusammentreffen gekommen. Georg V. weist noch immer auf dem Schlosse „Zum fröhlichen Wiedersehen“ in Thüringen, soll aber den verkehrten Gedanken haben, statt Verzeihung in Berlin, Hülfe in Wien erbitten zu wollen.

den 20. Juli.

Oesterreich hat die preußischen Waffenstillstandsbedingungen abgelehnt, es will sich aus Deutschland nicht herausdrängen lassen.

Bennigsen und Grumprecht sollen zu einer Conferenz mit Eulenburg nach Berlin berufen sein. Handelt es sich schon um die Zusammenlegung der Wahlkreise zu den Parlamentswahlen?

Am 16. ist Frankfurt besetzt, es soll 6 Millionen Gulden zur Unterhaltung der Mainarmee hergeben. Das ist ein bißchen sehr viel verlangt und gar nicht politisch.

Hannover, den 23. Juli.

Ich fuhr zur Conferenz mit B. aus Gens hierher, traf Bennigsen, der von Berlin nicht viel erzählte, mir dagegen eine Adresse des Grafen Münster an Georg V. zeigte, welche den Ritterschaften zur Unterschrift unterbreitet wurde. Viel Unterthänigkeit und Adressfloskeln, wenige Körner Wahrheit. Indes ein Anfang. — Der Abgeordnetenversammlung in Braunschweig habe Müller und die Süddeutschen widerstrebt, statt dessen solle ein volkswirtschaftlicher Congreß, etwa zum 4. Aug., dahin berufen werden.

den 25. Juli.

Das preussische Hauptquartier ist in Nikolsburg.

Oesterreich hat die Grundbedingung des Friedens, aus dem Bunde auszuschneiden, angenommen; seit gestern ist ein fünfägiger Waffenstillstand eingetreten. Preussische Truppen stehen Wien so nahe, daß sie den Stephansthurm sehen, und Prinz Friedrich Karl manövriert am linken Ufer der March, also in Ungarn gegen Presburg. Wie unglaublich das Alles! Und Georg nebst dem Kronprinzen wirklich in Wien, umgeben von dem Grafen Platen, drei Prinzen Solms, über deren Tapferkeit bei Langensalza man sich Wunderdinge erzählt, Mebing und Onno Klopp!

den 26. Juli.

Die Zeitungen strotzen voll Nachrichten über die Forderungen Preussens; es will den nördlichen Theil von Kurhessen, den südlichen von Hannover, also Göttingen, außerdem Osnabrück und Ostfriesland. Dann mag es uns nur ganz nehmen. Ich glaube nur noch nicht recht daran, denn Preußen kann das Ziel vom 14. Juni ohne Annexion erreichen und hat dann in der Hauptsache dasselbe erreicht.

Ich halte die Gerüchte theils für preussische Einschüchterungsversuche, theils für französische Enten, damit das Verdienst Louis Napoleons um so größer erscheine, wenn infolge seiner Intervention es nicht zur Annexion komme.

Daß das unkluge Gebahren Georgs Preußen aber Lust machen muß, Hannover zu züchtigen, ist begreiflich. Für die Sünden der Könige müssen ja immer die Völker büßen.

den 27. Juli.

Der Waffenstillstand ist heute abgelaufen, ist der Friede geschlossen?

den 31. Juli.

Die Landdrostei hat die gegen mich erkannte Geldstrafe von 25 Thlr. auf 5 Thlr. herabgesetzt.

Schlesische Blätter enthalten einen in allen Zeitungen nachgedruckten Artikel, wonach es bei einem debellirten Fürsten eines Friedensschlusses gar nicht mehr bedürfe, da gar kein Subject mehr da sei, mit dem man pactiren könne. Kurz Hannover, Hessen, Nassau, Schleswig-Holstein sind danach ipso jure annectirt.

Göttingen, den 3. Aug.

Vorgestern auf der Reise hierher traf ich auf der Straße Excellenz —. Er wollte, daß ich eine Adresse an König Wilhelm entwerfe um Erhaltung

des Territorialbestandes mit der Dynastie, nach Entfugung des Königs. Die Adresse müsse so gehalten sein, daß sie seine Partei so gut unterschreiben könne als Bennigsen und wir. Ich sollte mit Albrecht u. A. die Sache besprechen. Ich lehnte ab, da mir selbst immer mehr zweifelhaft wird, ob nicht die Annexion eine Nothwendigkeit ist. Die Welfen in Hannover würden nie in aufrichtiger Bundestreue zu Preußen stehen; und dann: wer würde herrschen, der König oder sein Vater? Bei Restauration ginge es ohne Zerreißung nicht ab. Ein verkleinertes Hannover würde die Lasten eines doppelten Hofhalts nicht tragen können. —

Daß man von der Stadt Frankfurt außer den ersten 6 Millionen noch 25 Millionen Gulden Kriegs-Contributionen fordert, überschreitet denn doch Napoleonisches Maß.

Bei dem eingetretenen schlechten Wetter benutze ich die Bibliothek, um Völkerrecht und Kriegsrecht zu studiren. Die Theorie, welche in der Schlesischen Zeitung abgedruckt war, findet in der Literatur vielfach Verteidiger, namentlich Battel, Hester. Was mir aber einleuchtend ist, ist der Satz: daß die Zerstückelung eines Landes eine Krebsartige, nie heilende Wunde im Volksbewußtsein des zurückbleibenden Theils ist. Und welche schwächliche Fortexistenz in einem verkleinerten zerstückelten Hannover! Wenn Preußen die eroberten Kleinstaaten einverleibt, so entsteht ein mächtiger norddeutscher Staat, welcher Süddeutschland, das ohnehin durch den Zollverein abhängig, anziehen muß. Nur muß Preußen uns lassen, was wir Gutes haben — und wir haben manches Gute — und auch unsere berechtigten Eigenthümlichkeiten, wie die der andern Stämme, schonen. Ob man das aber in Berlin begreift, oder ob man es für leichter hält, zu uniformiren? Zieht man Letzteres vor, so werden die Hannoveraner sich viel später assimiliren, der Preußenhaß wird Jahrelang bleiben.

Hier sind meine alten Freunde, mit wenig Ausnahmen, sämmtlich für Annexion; S., dem Frankfurter, kann man Erbitterung gegen Preußen nicht verdenken.

den 8. Aug.

Die Thronrede, mit der König Wilhelm den vereinigten Landtag eröffnet, ist würdig; die Anerkennung, daß der Staatshaushalt ohne die gesetzliche Feststellung des Staatshaushalts-Etats mehrere Jahre geführt sei, und das Indemnitäts-Ersuchen wird seine veröhnende Wirkung nicht verfehlen. Die Erweiterung der Grenzen des Staats deutet auf Annexion.

Wie wunderbar ändern sich doch die Gesinnungen! Vor vier Wochen lag mir ein Annerionsgedanke gänzlich fern, heute würde ich es für ein großes Unglück halten, in einem begrabirten Kleinstaate fort zu vegetiren.

Kassel, den 12. Aug.

Bin herübergefahren, um alte Freunde zu sehen und mich von der hiesigen Stimmung zu überzeugen; traf es schlecht; Friedr. Detter war in Berlin, den jüngeren Detter kenne ich persönlich nicht, Nebelthau war von Geschäften fast erdrückt. Die Stimmung unter der Bürgerschaft ist gedrückt, ähnlich wie in Hannover. Daß die Vortheile der Residenz verloren gehen, steht dabei oben an. Wie mancherlei Existenzen sind mit einem Hofleben eng verknüpft. Liebe zum Kurfürsten ist es wahrlich nicht. Aber die Ratten haben sich immer durch ein starkes Selbstgefühl ausgezeichnet, und sie glauben sich in ihrer Selbständigkeit und ihren berechtigten Eigenthümlichkeiten verletzt, weil ihre Stände nicht zusammen berufen werden. „Darum seid Ihr Hannoveraner lediglich schuld“, sagte der kleine H., „denn die Preußen fürchten Eure Adelskammer; wenn sie aber Eure Stände nicht zusammenberufen können, aus Gründen der Politik, — wir würden ihnen keinen Widerstand entgegensetzen.“ Er mag Recht haben.

Daß die in den letzten Jahren dem Publicum entzogenen Kunstschätze demselben wieder geöffnet sind, wird den Durchreisenden werthvoller sein als den Einwohnern, denn in der Regel pflegen die Bewohner selbst solchen Dingen wenig Aufmerksamkeit zu schenken. Wenigstens zu der Zeit, da die Kunstschätze der Oeffentlichkeit noch nicht entzogen waren und ich noch viel nach Kassel kam, habe ich im Museum, der Bildergalerie, dem Marmorbade selten Kasseler selbst gesehen.

Ich fand hier die Präliminarien des Nikolsburger Friedens zum ersten Male gedruckt in den Zeitungen; danach scheint mir das Schicksal Hannovers, Hessens, Nassaus, Schleswig-Holsteins besiegelt, und nun verstehe ich auch erst, was die Forderung der 25 Mill. von Frankfurt bedeuten soll; sie sollte die Annerion versüßen, denn dem annectirten Frankfurt müssen sie erlassen werden. Es ist aber auch die höchste Zeit, daß wir endlich aus der peinigenenden Ungewißheit über unsere Zukunft gerissen werden.

Göttingen, den 15. Aug.

Die Annerionsadressen aus unserm Lande mehren sich; nachdem die ostfriesischen Städte Leer und Embden angefangen, Osterode aus den alten

Landestheilen beigetreten, eisen Esens, Wener, Loga nach, um ja nichts zu veräußen, und Hildesheim und Osnabrück schließen sich an. Bei allgemeiner Volksabstimmung würde man aber zu keiner Mehrheit gelangen.

Läßt man uns so lange in Ungewißheit, ob wir zerrissen werden, selbständig bleiben mit getheilten Hoheitsrechten oder annectirt werden, um dem Volke begreiflich zu machen, daß Zerrissenwerden der Nebel größtes ist? —

Hier wird eine angeblich von Lichtenberg verfaßte Adresse um Nicht-einverleibung colportirt, wobei Professorenfrauen sich sehr eifrig beweisen.

Während auf dem Civilclub die Mehrzahl der täglichen Gäste annexionistisch gesinnt ist (ich nehme Bacmeister, der jetzt hier wohnt, und einige andere aus), ist die Gesellschaft im Museum, die akademische, in zwei Parteien gespalten, die sich beinahe feindlich gegenüberstehen. Aber — und das ist für mich entscheidend — die Jugend ist für Preußen, die Studenten sind Realpolitiker geworden, während sie zu meiner Zeit Schwärmer und Phrasenhelden waren.

Das ist doch ein Fortschritt.

Während im vorigen Jahre die Legung des transatlantischen Telegraphen neben den Schützen- und Sängersfesten die ganze Aufmerksamkeit Europas fesselte, ist heuer dieselbe in aller Stille, beinahe unbeachtet, glücklich vollendet. Das ist ein Sieg der Civilisation. Wer hätte das geglaubt, als 1834 Gaus und Weber hier die erste Telegraphenlinie der Welt von der Sternwarte über den Johannis-Thurm nach dem physikalischen Cabinet zogen! Der Blitz hat sie freilich später zertrümmert, und Steinheil in München hat das Verdienst, die Sache praktisch ausgebeutet zu haben.

den 20. Aug.

Die Annerionsbotschaft und ihre Begründung durch Bismarck beruhigt mich vollkommen. Die Kreuzzeitung, welche von einem Zerreißen Hannovers sprach, das man den günstig gelegenen Provinzen beilegen wolle, hatte mir und meinen hiesigen politischen Freunden einen wahren Schrecken eingeflößt. Auch halte ich die Personalunion für vorläufig geboten und die Zeit, wo die Einverleibung geschehen soll, bis zum 1. Oct. für viel zu kurz, um unsere Gesetzgebung mit der preussischen, wo es nöthig ist, in Harmonie zu bringen.

Göttingen, den 25. Aug.

Seit den drei Wochen, die ich hier lebe, bildet die Eidesfrage den Hauptstoff der Unterhaltung und Debatte. Wenn man eine Anzahl Professoren reden hört, so sollte man glauben, die Hälfte würde König Wilhelm den Huldigungseid weigern, und doch bin ich überzeugt, daß Alle den Eid leisten bis auf Einen etwa — Gwald. — Ich kenne die Herren meistens von 1837 und früher, wo der Vater des Hrn. Zacharia diesen in öffentlichen Blättern verbot, sich Otfried Müller und Genossen anzuschließen, die sich für die Sieben erklärt hatten.

Das preußische Staatsbürgerbüchlein, aus dem ich bisher meine Kenntniß preußischer Verfassung geschöpft, reicht nicht mehr zu, ich habe mir Köpfe anschaffen müssen und studire fleißig darin. Aber welche Arbeit ist da noch zu vollenden! Die aus der schlechtesten Zeit der Reaction stammenden Provinzialverfassungen zc. müssen doch in Uebereinstimmung gebracht werden mit der Verfassung selbst, und man kann kein Drei-Classen-Wahlrecht behalten, wenn der Reichstag allgemeines directes Wahlrecht hat. Wir müssen als Provinz eine Ständeversammlung mit Einkammersystem erhalten, combinirt aus beiden Kammern nach dem Gesetz von 1848.

Die Grundprincipien der preußischen Verfassungsurkunde sind bei weitem liberaler wie bei uns, allein der Hemmschuh des Herrenhauses wird dort wahrhaft constitutionelles Leben eben so sehr hindern, als dies bei uns der Fall war. Die Annerions-Botschaft überraschte niemand mehr, ihre Motive sind aus Bülow-Cummerow.

Nienburg, den 3. Sept.

Die alten Gesichter, die alten Straßen, die alten Neigungen und Abneigungen, daneben 800 preußische Soldaten. Bürgermeister v. R. inzwischen suspendirt, die Weichelt'sche Druckerei versiegelt.

Das Gefühl, daß es besser ist annectirt zu werden als Preußen zweiter Gattung zu sein, hat sich etwas mehr verbreitet. Es klagen freilich Einzelne noch immer über die Verletzung ihres Rechtsgefühls. Allein mein Rechtsgefühl ist auch zweimal verletzt, als 1837 und 1855 Verfassungsbruch eintrat, und da habe ich eben nicht bemerkt, daß die Leute, welche heute ein so zartes Gewissen haben, damals die Rechtsverletzung gleich stark empfunden hätten, und damals ging sie von einem eigenen Fürsten aus, der keine andern Motive hatte als Selbstsucht und eigenes Belieben, während Preußen, wie nicht zu leugnen ist, halb und halb der

Selbsterhaltung willen zur Annectirung genöthigt war. Die Sünden des Wiener Congresses und zweiten Pariser Friedens sind es, die heute zur Ausgleichung kommen. Die Misregierung in Hessen, Nassau, Hannover hat die Dinge erleichtert.

Drei Ritter v. Schlepegrell, Erminister v. Münchhausen und Schagrath v. Rössing haben sich nach Berlin begeben und dem Könige eine Adresse überreicht, in welcher sie ein gutes Wort für den König Georg oder, falls sein Charakter keine Gewähr für treue Bundesgenossenschaft biete, für den Kronprinzen, zur Erhaltung der Selbständigkeit Hannovers einlegen.

Eine ungeeignete Persönlichkeit wie Hrn. v. Rössing, den Präsidenten des Großdeutschen Vereins, den preußenfressenden Mann vom 4. Juni, hätte man nicht finden können. Uebrigens enthält die Adresse und die Erwiderung Münchhausens auf die ablehnende Antwort des Königs zugleich eine Unterwerfungserklärung, ist ein Versuch der Ritterschaften, sich zur Geltung zu bringen. Die Ausdrucksweise ist eigenthümlich: „Von heute an bleibt dem Loyalsten, besonnensten Hannoveraner keine andere Aufgabe, als der Versuch, die durch die Annerionsabsichten erzeugte theilweise erbitterte Aufregung in die Empfindung hoffnungsloser Ergebung in die unvermeidlichen Fügungen der Vorsehung hinüberzuleiten.“

Es ist doch recht bequem, dem lieben Herr Gott Alles in die Schuhe schieben zu können! Was wird aber Hr. v. Bismarck dazu sagen, dem es gewiß manche schlaflose Nacht und manchen Schweißtropfen gekostet hat, ehe er es dahin brachte?

Die Lehre, welche man im preußischen Abgeordnetenhaus predigt, daß mit der debellatio eines Fürsten auch die Landesverfassung falle, kann ich nicht für richtig halten. Die Verfassung ist zwar ein Vertrag zwischen dem Land und dem entthronten Fürsten, aber der Eroberer tritt in die Rechte und Pflichten des Vertriebenen, wenn das Volk sich unterwirft; er ist Universalsuccessor, nicht Singularsuccessor.

Wäre es aber richtig, daß die Eroberung, die den König vertrieb, auch die Verfassung vernichte, so müssen wir in demselben Augenblick, da wir Preußen werden, auch alle Rechte preußischer Staatsbürger genießen, an der Vertretung theilnehmen u. s. w. Daß das schwierig ist, mag zugestanden werden, allein wenn Schwierigkeiten vorhanden sind, warum bleibt man denn nicht vorläufig bei der Personalunion? Zwischen hannoverschen Ständen — daß man auf das octroyirte Wahlgesetz von 1840 hinausgeht, ist nicht nöthig — und König Wilhelm könnte innerhalb eines

Jahres das Nothwendigste geordnet und geebnet werden, unter einem verständigen hannoverschen Ministerium natürlich. Uns, die Hessen, die Kaiser ein ganzes Jahr hindurch rechtlos zu machen, ist doch zu stark.

Hannover, den 16. Sept.

Seit 4 Tagen weile ich als Zeuge bei den Schwurgerichtsverhandlungen gegen den des betrügerischen Bankerotts angeklagten Champagnerfabrikanten Grütter aus Nienburg hier. Das war auch so ein Schoßkind König Georgs. Wer nur schmeicheln konnte!

Die Berliner sind mir als Sophisten bekannt; von Walbeck hatte ich indeß nicht erwartet, daß er die Annerion und Gesetzlosigkeit mit solchen Gründen vertheidigt hätte.

Daß man die Personalunion aufgab, mag ein Act politischer Zweckmäßigkeit sein; man will einem Gnadenacte, den man bei der Herzogensülte des Königs nicht für unmöglich hält, vorbeugen. Aber warum denn das Ding als Rechtsact darstellen? — Schreibe für das Wochenblatt über Institutionen, auf deren Beibehaltung Hannover ein Recht hat, denn mir wird täglich klarer, daß die vielverheißene Schonung unserer berechtigten Eigenthümlichkeiten in den Händen der preussischen Bureaucraten nicht gut aufgehoben ist, und wenn man uns nicht einmal hört, woher wollen denn die Preußen unsere guten Einrichtungen kennen lernen? Wenn sie nach ihren Einrichtungen umgestalten, haben sie es leichter, dann müssen wir lernen. Bis jetzt habe ich den Klosterfond erörtert mit seinen Einnahmen von circa $\frac{1}{2}$ Million, aus dem die Georgia Augusta, die Schulen, die Kirchen hauptsächlich erhalten wurden. Eigentlich müßten die Exminister von 1864 solche Arbeiten machen, Erxleben die Finanzen, Windthorst das Recht, Hammerstein die Aemterverfassung u. s. w. vertheidigen und beschreiben. — Grütter ist heute wegen leichtsinnigen Bankerotts nur zu $1\frac{1}{2}$ Jahre Strafe verurtheilt, Activa etwa 22,000 Thlr., Passiva etwa 150,000 Thlr.

22. Sept.

Das Einverleibungsgesetz ist in preussischen Blättern publicirt, das Besizergreifungspatent läßt auf sich warten.

Hannover, den 30. Sept.

Bennigsen hatte seine früheren ständischen Freunde hierher eingeladen, es waren 39 erschienen, wie auf morgen ein Städtetag ausgeschrieben ist.

Es gilt eine Adresse an das preussische Staatsministerium, die Wünsche des hannoverschen Volkes durch Vertrauensmänner zu vernehmen. Dieselbe war von Bennigsen, Albrecht, Grumbrecht und Horst entworfen.

Grumbrecht und Rasch hatten ein Zurückgehen auf die Provinzialstände im Sinne, warum? war leicht ersichtlich.

Die Adresse war sehr allgemein gehalten, was Bennigsen damit rechtfertigte, das Eingehen auf beizubehaltende Besonderheiten könne die Bureaucratie in Berlin reizen, da es nach Particularismus schmecke. Man dürfe einmal keine Dinge fordern, die von selbst gewährt würden, und dann dürfe man Dinge nicht fordern, die man später vielleicht selbst nicht gewähren würde (als Minister etwa?).

Miquel und ich stimmten zufällig einmal überein, daß man möglichst ins Detail gehen müsse, wenigstens in einer gesonderten Ansprache an das Land, damit die Bevölkerung sehe, wie wir uns die Zukunft dächten. Wir drangen nach heftigem Kampfe durch. Miquel hatte einen ausgearbeiteten Entwurf in der Tasche, dem ich meine Zustimmung geben konnte; leider mußte Manches davon geopfert werden.

1. Oct.

Den Städtetag habe ich nicht besucht, da ich im D.-Gericht beschäftigt war. Nachmittags gemeinsames Essen bei Kastens. Hoffnungsfreudige Stimmung bei sehr Wenigen. Die Journalisten vom Courier und andern kleinen Blättern wüthten darüber, daß die Versammlung nicht öffentlich gewesen sei.

Das Gesetzblatt unseres Landes vom 29. Sept. bringt das Einverleibungsgesetz, auf Befehl des Generalgouverneurs. Hat das eine juristische Bedeutung, ist das deshalb für uns Gesetz? —

7. Oct.

Heute ist das Besitzergreifungspatent erschienen nebst königl. Proclamation, das Patent in der Form von 1815 — die Proclamation würdig gehalten. Berechtigte Eigenthümlichkeiten sollen geschont werden. Wir werden demnächst sehen, was man in Berlin darunter versteht. Gott gebe, daß nur Deutschland gewonnen, was Preußen erworben, und daß pommerscher Junkersinn das Erworbene nicht verderbe. Ich bin der Junkerei, die seit 1818 alles und jedes Unglück über unser Land gebracht hat, so feind, daß ich mich selbst mit der Theorie, daß mit der Entthronung auch die Verfassung erlösche, versöhne, weil wir dann diese nichtsnutzigen Provinzialstände los werden. Ich hielt es für das Correcteste, wenn

nicht Vertrauensmänner, sondern eine Provinzialständeverammlung nach octroyirtem neuen Gesetz während des Interim gehört würde.

Rienburg, 25. Oct.

Eine Deputation der Residenz hat König Wilhelm in Berlin eine Adresse überreicht und eine ganz freundliche Antwort erhalten. Eigentlich ist man mit der Antwort in Hannover, wo ich gestern terminirte, nicht ganz zufrieden; man hatte nichts weniger erwartet, als daß der König zugesagt hätte, daß der Kronprinz in Hannover residiren würde, sobald sich in allen Schichten der Bevölkerung zeige, daß man die Nothwendigkeit des Geschehenen einzusehen beginne.

Göttingen, Lüneburg und andere Städte werden dem nacheifern.

Rienburg, 6. Nov.

Der Generalgouverneur Voigt-Rhees hatte eine neue Kriegsteuer ausgeschrieben. Wir verdanken es der Opposition, die Bürgermeister Grumbrecht in Harburg dagegen in der Z. f. N. machte, daß dieselbe durch eine königl. Verordnung zurückgenommen ist.

Stilve hat eine Denkschrift geschrieben, eine Vergleichung des preussischen und hannoverschen Budgets. Bei völliger Gleichstellung würden wir 1,298,856 Thlr. für Kriegszwecke mehr aufbringen müssen, während die Verausgabungen des Friedens 4,500,000 Thlr. weniger betragen als bei uns.

Es soll mich wundern, was die N. A. Z. und sonstige altpreussische Blätter dazu sagen.

14. Nov.

Die Ritter der 8 in keinem Conner mit einander stehenden Provinziallandschaften (man hatte auch die bürgerlichen Mitglieder der ersten Curie unserer Landschaft, wie Föten, A. Heise zc. eingeladen) haben in Hannover einen großen Mittertag gehalten und sich zu einer Erklärung vereinigt, in welcher sie die Annexion anknuhren, die Nichtbeachtung der Rechte eines angestammten Königshauses accentuiren und den Rechtsatz, daß mit der Eroberung keinesfalls das ganze öffentliche Recht hinfällig werde, aussprechen, weshalb sie gegen Berufung von Notabeln oder Vertrauensmännern eifern und wollen, daß die allgemeine Ständeverammlung und die bestehenden Provinziallandschaften als berechnigte Organe zur Vertretung des Landes gehört werden, und daß die möglichste Be-

schleunigung nöthig sei, mit Rücksicht auf die Erhaltung der Ruhe des Landes und Gewinnung einiger Zufriedenheit.

Die Herren Ritter vergessen nur, daß wir die durch Octroyirung hergestellte Adelskammer nie als wahre Vertreter des Volkes und Landes anerkannt haben, und daß sie sich durch ihre Abstimmung vom 4. Juni ein solches Armuthszeugniß gegeben haben, daß wahrlich nicht viel Staat mit ihnen zu machen ist, einzelne Ausnahmen vorbehaltenlich.

Aus diesem Grunde haben wir am 1. Oct. gerade um Zusammenberufung von Vertrauensmännern gebeten.

Die Versammlung vom 7. Nov. hat abermals den Beweis geliefert, daß man Preußen nicht zumuthen kann, Stände nach den Octroyirungen von 55 zu berufen.

Merkwürdig ist es aber, wie es kommt, daß man den Theil der Verfassung, den das Volk immer lieb gehabt, die allgemeinen Stände, für erloschen ansieht, während man die Provinzialstände, die in der Verfassungsurkunde doch als wesentlicher Theil der Verfassung aufgeführt sind, bestehen läßt und als bestehend anerkennt. So hat Landrath Trampe auf den 22. die 3 Curien der Hoya=Diepholzischen Landschaft nach hier berufen. Ich habe die Sache mehrfach in öffentlichen, auch alt-preußischen Blättern angeregt, aber N. A. Z., wie Kreuz=Zeitung und Z. C. schweigen.

Wie denken die Mitglieder der Annerionscommission über die Sache?! Die Unterwerfungsbezeugungen und Huldigungen von Seiten städtischer und anderer Corporationen mehren sich; die äußeren Anzeichen der preußischen Herrschaft, Farben, Adler, Cocarden, Briefmarken haben sich fast allenthalben vollzogen, obgleich es an Versuchen nicht gefehlt hat, das Weiß-Gelb wieder herzustellen. Die gelbe Farbe wird die schwarze neben dem Weiß aber nie wieder verdrängen; außerdem ist sie nicht einmal Landesfarbe. Ein weißes Pferd in rothem Felde deutet diese, und man hat eines zufälligen Ereignisses wegen sich 1815 weiß-gelber Feldbinden ic. bedient.

Wie unendlich mechanisch unser Staat geworden und wie sehr alles Persönliche, natürlich auch Vasallen- und Unterthanstreue in diesem Mechanismus schwindet, das sieht man recht deutlich bei uns. Eine einzige Schraube wird herum gedreht, und siehe, die Minister und Generalsecretäre, Consistorialräthe und Pastoren, Geheime und Ungeheime Justizräthe, Amtmänner und Amtsrichter, Gensb'armen und Polizeidiener arbeiten nach

der entgegengesetzten Seite, Alles geht ohne die mindeste Unordnung weiter. Nur mit dem Militär ist man noch nicht im Reinen, der Wortlaut der Capitulation von Langensalza wird hüben und drüben verschieden interpretirt. Allein abgesehen davon, daß ich die berliner Interpretation für die richtige halte, wird man sich dieser fügen müssen, weil Preußen den Knopf auf dem Beutel hat.

Ich habe im Wochenblatte die sophistischen Erörterungen der N. N. Z., wonach der Staat ohne Recht und an kein Recht gebunden ist, wenn er für sich handelt, sondern lediglich dem Interesse folgt, zu widerlegen versucht.

1. Dec.

Erleben hat nun auch etwas von sich hören lassen; er hat Betrachtungen über die Staats-Einnahmen und Ausgaben in Preußen und Hannover erscheinen lassen.

Erleben war unser tüchtigster Finanzminister, vielleicht noch tüchtiger, weil arbeitskräftiger als Lehzen. Allein das Buch ist nicht für ein großes Publicum; man muß unser Budget schon sehr genau kennen, wenn man es verstehen will, eigentlich aber auch das preußische letzte Budget zur Vergleichung vor sich haben.

Wenn man im preußischen Abgeordnetenhause von einer Verschmelzung der Finanzen bis zum 1. Januar gesprochen hat, so konnte das nur von Männern geschehen, welche die Schwierigkeiten gar nicht übersehen.

Jede Ueberstürzung würde die allergrößte Verwirrung in beide Etats bringen. Ich kann mir die Sache nicht anders denken, als daß gewisse Einnahmen und Ausgaben in der Provinz Hannover noch lange Jahre neben dem preußischen Hauptbudget hergehen müssen, ante lineam rubricirt oder überall nicht in dasselbe aufgenommen werden. Es muß ein Provinzialfond für gewisse Zwecke ausgeschieden werden, die zur Genehmigung der Provinzialstände, d. h. der neuen, verstellt werden.

14. Dec.

Der königl. Erlaß vom 3. Dec., der den Generalgouverneur ermächtigt, königl. Beamte und Richter vom Dienste zu suspendiren, ist mir nicht unerwartet gekommen. Ich halte nach den Erfahrungen, die ich selbst gemacht, eine solche Maßnahme für mehr als geboten. Die Suspension der Ritter, welche die Erklärung vom 7. Nov. unterschrieben haben, halte ich dagegen für nicht politisch.

Mir sind jüngst ein Paquet Proclamationen des Königs Georg V., d. d. Gießing, den 5. Oct., in das Haus geworfen. Georg sendet seinen getreuen Unterthanen aus der Ferne einen Gruß. Wo sind denn Unterthanen Georgs? Alle Herrschaft, die uns umgibt, Hoheitszeichen, Militär, Fahnen, Gerichte und Verwaltungen, kurz Alles deutet darauf, daß wir Unterthanen König Wilhelms sind. Man kann zwei Herren nicht dienen. Georg ist für uns kein König mehr, er hat keine Macht mehr über uns. Ob das Volk durch eine Revolution den eigenen Herrscher entthront oder eine dritte Macht thut dieses, ist gleichgültig; ein entthronter König ist kein König mehr. Ein König ohne Land und Leute ist ein Unding. Georg wendet sich mit landesväterlicher Liebe an sein Volk. Diese landesväterliche Liebe kommt zu spät, Georg hat aller Warnungen unerachtet das Band der Liebe und des Vertrauens höchst eigenhändig zerschnitten, als er sein königliches Wort brach und die Verfassung vernichtete; Georg hat sich selbst vom Throne gestoßen, als er den Bitten des Magistrats und der Bürger Hannovers entgegen Krieg gegen Preußen der Neutralität vorzog.

Georg erhebt Protest gegen den Act der Einverleibung. Das wird an der Sache nicht viel ändern. Alle Acte der Souveränität werden für nichtig erklärt. Leere Phrase!

Nun kommt ein Dank an die geliebten Unterthanen für die bewiesene Treue, und wird die Hoffnung ausgesprochen, daß diese alte Treue und opferwillige Ergebenheit ferner fortbewahrt werde als herrliches vererbtes Kleinod.

Ich habe nicht viel von dieser Treue gesehen, denn diejenigen, welche solche offen zur Schau tragen und in weiß-gelben Demonstrationen laut tönend zu machen suchen, handeln meistens aus Eigennuß. Liebe und Anhänglichkeit an eine Dynastie beruht entweder auf dem Wissen, gut und gerecht regiert zu werden, oder es ist eine Gefühlsache, eine anerzogene Verehrung des Königthums als eines Statthalterthums Gottes, oder das Bewußtsein, durch eine lange Reihe von Jahren die Wohlthaten einer Dynastie genossen zu haben. Aber wir waren 123 Jahr ohne Herrscher im Lande, und in den schweren Zeiten hat uns kein Welse zur Seite gestanden. Die Thaten Ernst Augusts und seines Sohnes aber, waren sie geschaffen, große Liebe und Anhänglichkeit zu erzeugen?

Georg V. hat mich 1864 einen schlechten Bruder genannt und schlechten Hannoveraner, und doch habe ich es besser mit ihm gemeint und bin besserer Hannoveraner gewesen als Viele, die ihn umschmeichelten und mit

Illusionen umgaukelten; ich habe, als er noch in aller Macht und Herrlichkeit auf dem Throne saß, dasselbe über ihn und sein Regiment gesagt, das ich heute sage. Aber die Wahrheit konnte Georgs Ohr nie vertragen. Der Feudalstaat hat mit dem 19. Jahrhundert aufgehört, das Volk ist keine angestammte Heerde mehr, alle Mittel, aus den Staatsdienern persönliche Diener zu machen, schlugen in das Gegentheil um, Vasallenreue ist ein unbekanntes Ding. Das zum Staate vereinigte Volk ist das Höchste, der Monarch nur erster Diener des Staats.

Nach einem Lobe auf die Braven in Langensalza verspricht Georg inbrünstig für die Wiedervereinigung zu beten.

Armer Georg! die Zeiten der unmittelbaren Einnischung Gottes sind vorüber, und schon heute lehren deine Pastores, die du für die sicherste Stütze deines Thrones hieltest, daß du nach Gottes Willen von Land und Leuten vertrieben seist.

Hannover, den 18. Dec.

Ich konnte wegen dringender Geschäfte nicht an der am Sonntage nach hier berufenen Versammlung wegen Vorbereitungen zum deutschen Parlament theilnehmen. Ich bin mir aber wegen meiner Stellung zu den Dingen längst klar. Ich kann des Gesundheitszustandes meiner Frau wegen, die ich weder in Rienburg allein zurücklassen, noch mit nach Berlin nehmen kann, eine Wahl nicht annehmen und werde auch keine Candidatur annehmen. Ich habe das im Wochenblatt auf das Bestimmteste ausgesprochen und Plank in unserem Wahlkreise vorgeschlagen. Ich bin noch heute der Ansicht, die ich am 18. April im Wochenblatte aussprach, daß das allgemeine Wahlrecht, so correct es der Theorie nach ist, für deutsche Zustände und Bildungsgrade nicht paßt.

Daß man mit Bildung eines Centralwahlcomités umgehe, war nothwendig, aber mit Einzelbestimmungen über die Vertheilung der Candidaten im Lande kann man nicht früher kommen, als bis die Eintheilung der Wahlkreise bekannt ist.

Ich habe mir Mühe gegeben, 19—20 Candidaten aufzustellen; da ich selbst unbetheiligt bin und hinreichende Personenkenntniß habe, so hielt ich das für Pflicht; ich habe aber nicht so viel Candidaten herausfinden können und deshalb schriftlich gerathen, daß man in allen Orten, wo man unsicher sei, lieber keinen Candidaten aufstelle, oder die Wahl eines Compromißcandidaten, wie die von Leuten mit Sachkenntniß: v. Münchhausen, Erleben, begünstige.

Dieser mein Vorschlag ist in der Versammlung nicht approbirt, es haben sich dort viel mehr Candidaten gefunden, als ich glaubte, man will sogar die bisherige Residenz nicht aufgeben und Bennigsen dort wider seinen Willen als Candidaten aufstellen.

Ja, wenn Fähigkeit und guter Wille allein genügten. Aber bei allgemeinen Wahlen muß ein Candidat auch dem Wahlkreise bekannt sein, muß persönliches Vertrauen haben.

Daß Freund Eichholz im Bunde mit Pfaffen, Abeligen, Particularisten und Großdeutschen an dem Werdenenden herumdrögelt, ist mir psychologisch ein Räthsel. Ich suche den Grund in Verpflichtungen, die er vielleicht im Frühjahr während seines Aufenthaltes in Holstein eingegangen, Versprechungen, die er dort gegeben. Man mag dem Zusammenleimen durch Blut und Eisen noch so sehr principiell Feind sein, der durch die Annerion geschaffene Einheitsstaat Preußen ist doch etwas Respectables, die Einigung bis zur Mainlinie wird sich von selbst machen, und Süddeutschland läuft uns nicht fort, es kommt von selbst, weil es muß.

Die Militärfrage ordnet sich auch, der Generalgouverneur hat vorgestern eine Bekanntmachung erlassen dahin, daß den Unterofficieren u. die Competenz von Langensalza vom 1. Januar an nur dann gewährt werde, falls sie sich bereit finden, in den preußischen Dienst einzutreten. Georg soll die Officiere und Unterofficiere ihres Fahneneids entbinden wollen. Es sind das Alles Dinge, die sich eigentlich von selbst verstehen, Georg ist so wenig Kriegsherr der früheren hannoverschen Armee, als er König von Hannover ist; er ist nicht im Stande, eine Armee zu besolden, und Preußen würde keine von Georg besoldeten Officiere und Unterofficiere in Hannover dulden wollen.

Die Menschen sind Gewohnheitsthiere, die Soldaten, Officiere und Unterofficiere eingeschlossen, des Gehorsams gewohnt; es wird kurze Zeit dauern und die jetzt noch Preußenfeindlichen haben gute Waffenbrüderschaft mit den neuen Kameraden geschlossen. Für einen Soldaten muß es doch ein ganz anderes Bewußtsein geben, einer Armee anzugehören mit 100 Infanterie- und 60 Cavallerie-Regimentern, als einer Armee von 7 Regimentern.

Wenn ich mir die Leute betrachte, die im Juni und Juli noch so preußenfresserisch waren, wie zahm schon jetzt, so überzeuge ich mich, wie mächtig Zeit und Gewohnheit ist. Da ist z. B. — —

den 31. Dec.

Das merkwürdigste Jahr unseres Jahrhunderts schließt seinen Lauf. Es hat zwar manches Jahr größere Veränderungen auf der Karte Deutschlands gesehen von 1803 an bis 1815, allein tiefer einschneidende nie. Als die Mediatisirung der Ritter, Pfaffen und freien Städte, der kleinen Grafen und Herren begann, da war die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit so ziemlich durch alle Stände gebrungen, man hatte schon ein Vierteljahrhundert gesungen: „Das alte liebe römische Reich, wie hält's nur noch zusammen?“

Es war bei der Vertheilung des römischen Reichs nur das Schlimme, daß Frankreich die Rolle des Herrgotts spielte und die Bittsuchenden nach Raftatt und später Paris eilten, um die Gnade des ersten Consuls, dann Kaisers zu ersehen.

Als die Völker, Preußen an der Spitze, dann die Fremdherrschaft abgeworfen, da waren es wieder fremde Mächte, welche auf die Gestaltung der Karte Deutschlands mehr Einfluß übten als das deutsche Volk, seine Fürsten und Diplomaten selbst, und die Eifersucht machte Deutschland schwach, verstümmelte Preußen zu einem gespaltenen und zerrissenen Staate: die schmählichen Thaten des Friedens, pflegte Dahlmann zu sagen.

Der Deutsche Bund, Alle waren einig, daß er nichts tauge. Er hat nichts Gutes bei seinen Lebzeiten geschaffen, immer nur den Polizeiherrn gespielt, ist, nachdem er schon einmal gestorben, mit Hilfe Oesterreichs aus Otmütz aber von Neuem ins Leben gerufen war, jetzt zerrissen, durch Preußen vernichtet. Das hat dazu ist Oesterreich mit preußischem Blute bei Königgrätz abgerungen.

Es ist abermals nicht gelungen, den Wünschen des deutschen Volkes nach einem deutschen Reiche gerecht zu werden, Napoleon ist hindernd dazwischen getreten, die Mainlinie ist von ihm dictirt. Vergessen wir das nicht. Aber den Main kann ein guter Turner bei Bayreuth überspringen und an seinen Ufern wachsen deutsche Eichen und Fichten genug, ihn vom Fichtelgebirge bis zum Rhein zu überbrücken. Er ist eigentlich schon überbrückt; unsere Herzen hat er nie getrennt, und trägt nicht Alles, so waren die Friedensschlüsse mit Bayern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt mehr als bloße Friedensschlüsse, sie bildeten zugleich Kriegsbündnisse. Ein Rheinbund ist unmöglich.

Hannover, Schleswig-Holstein, Kurhessen, Nassau und die Stadt Frankfurt sind annectirt, Preußen ist ein abgerundeter, großer, mächtiger

Staat, Sachsen und die kleinen in- und angrenzenden Territorien sind nur Theile dieses großen Staats von dem Pregel bis zur Ems, von der Warthe in der Gegend von Krakau bis zur Maas, von Troppau und Mittelwalde bis zur Ostsee, von der Berra bei Coburg bis zu den Düppler Schanzen, vom Main bei Frankfurt bis zur Nordsee. Wahrlich der Staat hat Schwerkraft genug, und durch die Centrifugalkraft werden sich da so leicht weder im Süden noch im Norden, im Osten oder Westen Landes- theile abbröckeln lassen, am wenigsten aber aus dem Herzpunkte, aus der Brust. Denn die Provinz Hannover ist, wenn nicht das Herz, das Berlin bleibt, doch ein Brusttheil des nach der Maas zu gestreckten preussischen Riesen, das Preußen um keinen Preis missen kann.

Ich muß in der That an den geographischen Kenntnissen Freund G.'s zweifeln, wenn er eine Restauration für möglich hält.

Derselbe wirft uns auch vor, wir seien freudigen Herzens in die neuen Zustände hineingesprungen. Wahrlich, wenn man sich 37 Jahre mit der Geschichte, Verfassung und dem Rechte eines Staates beschäftigt hat, wie ich mit Hannover, wenn man 18 Jahre mit geholfen hat, Verfassung und Recht auszubauen und zu bessern, Verfassung und Recht gegen Willkür von Oben zu vertheidigen, wenn man alle Staatseinrichtungen kennt und die Personen, welche mit deren Leitung beauftragt sind, kennt, wenn man sein Geburtsland liebt wie ich, so hat man in der That keinen Grund, den Untergang eines solchen Staates freudig zu begrüßen. Was ich verliere, das ersetzt mir der Großstaat Preußen in keiner Maaßen; im Königreich Hannover hatte ich mir eine gewisse Stellung erungen, hatte einen politischen Namen, Auctorität, politische Freunde und lang- jährige Kampfgenossen. In dem 10mal größeren Preußen bin ich eine Null, müßte mir erst durch neue Anstrengungen eine politische Laufbahn eröffnen, mit mehr Studium und Anstrengung, als es mir gekostet. Ein anderer Mittelpunkt, Berlin statt Hannover, immer schon so weit entfernt, daß die Reise eine körperliche Anstrengung für mich ist. Ich verliere mit der Annexion Alles, was mir lieb war, nur der Beruf, die Streitigkeiten Anderer über Mein und Dein zu führen, Schuldige neben Unschuldigen zu vertheidigen, bleibt mir. Ich werde mich auf den politischen Altantheil setzen müssen; selbst die Geschichte Hannovers zum Ende aller Dinge zu schreiben lohnt nicht mehr der Mühe. Wer wird meine Geschichte Hannovers noch studiren? Also von Freudigkeit kann nicht die Rede sein.

Aber ich anerkenne die Nothwendigkeit des Geschehenen, ich füge mich

dem Nothwendigen, betrachte jeden Gedanken an Restauration als einen Hochverrath an Deutschland, wie an Preußen und Hannover. Ich werde nach meinen schwachen Kräften bemüht sein, den Uebergang leichter zu machen und, wenn es geht, dazu beizutragen, daß Preußen nicht so oft als bisher dem constitutionellen Gleise entrutscht, daß die Lücken der Verfassung ausgefüllt werden, daß gute Reichstagsabgeordnete und Landtagsabgeordnete gewählt werden.

Politische Arbeit ist in Preußen noch genug zu thun, ich fühle aber zu Zeiten, daß ich alt werde.

Ich schließe für dieses Jahr das Tagebuch mit diesen Reflexionen.

Nienburg, den 5. Jan. 1867.

Das Programm des Centralwahlcomitès ist erschienen; Plank ist der Verfasser desselben. Ich hätte den mißverständlichen Satz: „das ganze Deutschland soll es sein“, herausgelassen. Wir werden uns lange ohne Union mit Oesterreich begnügen müssen, denn daß die Niederlage dort wurmt, ist zu menschlich. Das Programm stellt den nationalen Gesichtspunkt an die Spitze: „Die Einheit, der wir durch das norddeutsche Parlament einen großen Schritt näher treten, ist die Bedingung der Sicherheit Deutschlands nach außen; sie ist zugleich der Boden, auf dem allein, aber auch gewiß die Freiheit erblühen und auf dem alle materiellen und geistigen Bedürfnisse ihre volle Befriedigung finden werden.“

Ich würde mich weniger positiv ausgesprochen haben, denn ich fürchte, daß die freiheitlichen, ideellen, die Rechts-Anschauungen, denen durch die Thaten des vorigen Jahres der Boden unter den Füßen weggezogen ist, erst neue Keime schlagen müssen. Was die Macht geschaffen hat und schafft, das wirkt unmöglich sofort im Rechtsinne. Die allgemeinen Wahlen werden ihre großen Schwierigkeiten haben; es wird schwer sein, die Leute im Winter, einem so wasserreichen, wie wir ihn haben, in gehöriger Zahl an die Wahlurne zu bringen, ihnen das richtige Verständniß über die nothwendigen Eigenschaften eines Candidaten beizubringen.

Guter Wille, eine Einigung zu Stande zu bringen, und Sachkenntniß ist die Hauptsache. Daß die Coalitionsparthei wählen will, macht die Sache mehr dramatisch. Es ist das aber ein so unzweideutiger Act der Unterwerfung, daß sie damit den eigenen Boden verliert. Preußischer Reichstagsabgeordneter sein und an eine Zukunft des Mannes in Hiesing zu glauben geht nicht.

Ende Januar.

Die Wahlen machen mir so viel Arbeit, daß ich mein Tagebuch vernachlässigt habe. Man hat unsere Grafschaft in drei Theile zerrissen und mit Elementen zusammengekoppelt, die uns gänzlich heterogen sind. Da ist zunächst der 5. Wahlkreis, das osnabrückische Amt Gröbneberg zu Melle, und das Amt Wittlage, mit starker katholischer Einwohnerschaft und Färbung, mit dem protestantischen Diepholz und Sulingen, dem althessischen, zur Zeit noch welfisch fanatisirten Uchte verbunden. Wir haben Dr. jur. Meyer in Essen aufgestellt, den alten ständischen Freund und Gesinnungsgenossen; in Sulingen empfiehlt sich und wird von dem dortigen klugen Bürgermeister empfohlen: Amtsassessor Grotefend, der, früher Protégé Borries' und stark absolutistisch, mit einem national-liberalen Programm auftritt; in Diepholz stellt man einen gleichfalls liberal sein sollenden Rittmeister von Voß auf; ich kenne den Mann nicht, kannte aber seinen Vater, und das ist mir genug. Die Katholiken in osnabrückischen Aemtern wollen den Colon Meyer aus Niemsloh gewählt wissen, einen großgewachsenen schönen Bauer nicht ohne Beredsamkeit, seit längeren Jahren Mitglied zweiter Kammer und unbedingt Windthorst gehorchend. In Uchte folgt man der von der Volks- und Landeszeitung gegebenen Direction, den R.-Rath v. Hammerstein zu wählen. Er hat wenigstens mehr Geist, wenn auch weniger Körper als —. Was soll daraus werden? Ich schreibe mir die Finger lahm. Zum sechsten Wahlkreise hat man meine besten hoyaischen Aemter: Syke, Freudenberg, Bruchhausen, Hoya, mit der Stadt Verden und den Aemtern Verden und Achim verbunden. Wir haben dort Albrecht aufgestellt, die Coalitionspartei den Erminister Hammerstein, der sich als früherer erster Beamter im Verden'schen großer Anhänglichkeit erfreut. Er sagte nie Nein.

Im siebenten Wahlbezirke hat man Amt Stolzenau und Rieburg und unsere Stadt mit dem großen calenbergischen Amte Neustadt, den Städten Neustadt und Wunstorf, und den drei lüneburgischen Aemtern Ahlden, Burgwedel, Fallingborstel zusammengewürfelt, mit denen wir nicht einmal durch gehörige Wege verbunden sind. In Fallingborstel waren die Anknüpfungspunkte leicht gefunden, und dann auch in Ahlden, Burgwedel liegt aber außerhalb des Einflusses.

Ich habe Plank aufgestellt, die Coalitionspartei Schatzrath v. Bothmer, ein Zeichen, daß es ihr an Candidaten mangelt, denn B. war nie großdeutsch. Er ist aber ein echter Junker und würde gern preussischer Landrath.

Bothmer hat die Bêtise begangen, in den Zeitungen zu erklären: „Nur mit Widerstreben habe er sich geneigt erklärt, eine auf ihn fallende Wahl anzunehmen, und zwar lebendig aus dem Grunde, weil der ihm entgegen-gestellte Candidat von mir warm empfohlen sei.“ —

Gut, ich habe Plank's Biographie für das Wochenblatt geschrieben, ich will auch die des Herrn Schatzrath schreiben, der seit dem Augenblicke, wo er seine berühmte Rede an Georg V. hielt: „die Ritter würden nicht aufhören, zu beten und ihre Kinder beten zu lassen: Gott segne den König Georg V.“, meiner Aufmerksamkeit nicht entgangen ist. Nicht umsonst will ich 1856 als Mitglied der Verfassungscommission meine Auszüge aus den Acten des Schatzcollegiums gemacht haben. Ich werde ihm eins aufspielen, dem Herrn Schatzrath a. D.!

den 18. Febr.

Die Wahlen sind beendet. Ich habe am Sonnabend von Morgens 10 Uhr bis Nachmittags 3 Uhr den Eröffnungen der Wahlzettel beige-wohnt und viel dabei gelernt. Mein Candidat ist durchgefallen, aber da Erleben und v. Münchhausen, Candidaten der Coalitionsparthei, doppelt gewählt sind, stellt sich für Plank im Lüneburgschen eine große Aussicht dar.

Wenn man, wie wir in unserem Bezirk, Beamte, Amtsunterbediente, Forstleute, Pfaffen, Domänenpächter und die Dummheit der niederen Stände, welche wieder Hannoveraner werden wollen, gegen sich hat, kann das nicht Wunder nehmen. Die Erfahrungen über Täuschungen und Worthüchigkeit, die ich bei diesen Wahlen gemacht, werden in meiner Brust und meinem Gedächtnisse treu aufbewahrt bleiben, ich werde sie nicht niederzuschreiben brauchen.

Das einzig Gute, was solche allgemeine Wahlen im Gefolge führen, ist die unendliche Masse Bildungstrost, der unter die Menge in Form von Flugblättern zc. geworfen wird. Welche Masse habe ich geschrieben, welche Mengen von Berlin und anderen Orten zugesendet bekommen. Wenn von den guten Gedanken, die bei dieser Gelegenheit von Haus zu Haus getragen sind, nur $\frac{1}{10}$ auf fruchtbaren Boden fallen, so ist die Saat tausendfältig. Ich habe manches herzerquickende Beispiel erlebt, neben vielen Niederträchtigkeiten. Auffallend ist das Zusammenhalten der wenigen Katholiken in unserem protestantischen Orte, und wie sie völlig dem Commando von Oben folgen.

den 25. Febr.

Der Reichstag ist eröffnet; die Thronrede geschickt. Man will keine Ideale verfolgen, sondern die Regierungen haben sich über eine Anzahl bestimmter, begrenzter, aber praktisch bedeutsamer Einrichtungen verständigt. Der Selbständigkeit der Einzelstaaten sind nur die Opfer zugemuthet, welche unentbehrlich sind, die Sicherheit des Bundesgebietes zu schützen und volkswirtschaftliche Entwicklung zu fördern.

Süddeutschland wird sich durch Verträge mit dem Norddeutschen Bunde verbinden, sobald die Verfassung desselben festgestellt ist. Der Zollverein wird erhalten werden, wenn auch in neue Form gegossen.

Daß die Bundesgenossenschaft deutscher Staaten wesentlich einen defensiven Charakter tragen werde, ist selbstverständlich. Kein Volk ist, glaube ich, so sehr dem Kriege, namentlich einem Eroberungskriege abgeneigt als wir Deutsche, während unsere westlichen Nachbarn das Wort Frieden und civilisatorische Arbeit zwar beständig im Munde führen, allein viel rauf- und raublustiger sind als wir. Sie können noch immer nicht vergessen, daß sie nicht volle zwei Jahrzehnte hindurch die Rheingrenze gehabt haben, während wir es als geschichtliches fait accompli betrachten, daß Elsaß und Lothringen verloren gegangen.

Daß in der Rede mit so großer Ausführlichkeit betont wurde, daß wir uns nur zur Abwehr einigen, zeigt, daß man an der Seine mit Besorgniß und mit Mißgunst auf dies Einigungswerk sieht.

Ja, wir hoffen zu Gott, daß unsere Kinder mit Dank auf diesen Reichstag als den Begründer der deutschen Einheit, Freiheit und Macht zurückblicken werden.

Berlin, den 7. März.

Die preußische Residenz fängt schon an, ihre Attractionskraft auszuüben. — Drahtnachricht rief mich vor fünf Tagen hierher. Seit 23 Jahren hatte ich Berlin nicht gesehen. Wie hat es sich ausgebehnt nach allen Seiten und ist im Wachsen begriffen. Es hat Wien an Einwohnerzahl überholt, wie es ihm an geistigem Leben und Streben immer zuvor war. Ich war in einer Sitzung des Reichstags. Welcher Unterschied zwischen einer Sitzung der Paulskirche und der im Herrenhause tagenden! Dort laut, lärmend, burschikos, hier Alles eng, knapp, zugeknüpft, vornehm. Die allgemeinen directen Wahlen mit Diätenlosigkeit haben eine Versammlung geschaffen, in der 113 Adelige unter etwa 256 Mitgliebern;

ein Prinz, fünf Herzoge und Fürsten, 28 Grafen, 16 Freiherren. Viele Glazen, viele Uniformen, viele staatsmännische Köpfe, gewiß auch manche Hochköpfe und andere, die sich höchst unglücklich fühlen müssen auf diesen hochlehnen Stühlen.

Könnte ich nur begreifen, was ein Herr von Rössing hier will. Blos Nein sagen?! Dadurch werden wir aber nicht wieder hannoverisch! Ueberhaupt, wie werden die guten Leutchen, welche die Coalitionsandidaten gewählt haben, um uns wieder hannoverisch zu machen, enttäuscht sein. Wie die Versammlung zur Paulskirche, so verhält sich etwa der Verfassungsentwurf zu dem Entwurfe der 17 und dem Entwurfe, wie er aus dem Verfassungsausschusse der Paulskirche kam. Es kostet ein großes Studium und erfordert viel Nachdenken, wenn man den Verfassungsentwurf verstehen will; ich habe es gethan mit Jördens in der Hand und die Verhandlungen des Verfassungsausschusses von 48/49 vor Augen.

Wie Manches ich auch an dem Entwurfe auszusuchen habe, praktisch ist er, und müßte ich mich mit Ja oder Nein entscheiden, so sagte ich Ja. Manches wird sich bessern lassen, und man braucht nicht von der Ansicht auszugehen, daß kein Lüttelchen an dem Entwurfe gestrichen werden dürfe, oder daß man am besten thue, denselben in Bausch und Bogen anzunehmen.

Ueber die Art und Weise, wie man die Sache behandeln soll, wird viel gestritten und läßt sich streiten, und es mag wohl sein, daß meine Freunde aus Hannover wegen nicht genauer Kenntniß der Geschäftsordnung des preußischen Abgeordnetenhauses bei der Abstimmung einen Fehler begangen haben, wie v. H. behauptet.

Welche Menge bekannter Gesichter dort unten, auf den Sätzen der Abgeordneten sowohl, als auf den Plätzen der Mitglieder des Bundesraths! Wenn man, wie ich, 12 Jahre lang die wechselnden Generationen einer Studentenwelt, wie sie Göttingen von 1830 bis 1842 darbot, an sich vorüberwandern sah, so muß man nothwendig bekannte Gesichter treffen. Die jüngere Generation, nun mit der ist man anderweit zusammengetroffen, auf Reisen, Juristentagen, Versammlungen dieser und jener Art.

Wie viel alte Freunde aus Hessen, Braunschweig, Nassau, Thüringen habe ich aber unter den Reichstagsabgeordneten getroffen, die ich nach 30 Jahren und länger zuerst wieder sah.

Von den altpreußischen Reichstagsabgeordneten habe ich eine große Anzahl im Klub auf der Neuen Wilhelmstraße kennen gelernt, viele kluge Leute.

Die Parteiversammlungen nehmen eine große Zeit in Anspruch, und wer es mit der Sache ernst meint, der hat wahrlich seine Last und kann sich berliner Faschnachtsvergnügungen nicht hingeben.

Nienburg, den 14. April.

Kaum naht, im Kalender wenigstens, das Frühjahr (denn in der Natur ist noch keine Spur davon zu schauen; heute haben wir, wie schon die ganze vorige Woche, Sturm und Regen, wie im November, und die Weser ist schon zum sechsten Male aus den Ufern getreten, die Postverbindung nach Westen ist gestört), so auch Kriegsgeschrei. Das Volk der gloire kann nicht ruhig zusehen, daß Deutschland sich einigt, und die schon im vorigen Jahre abgeschlossenen Schutz- und Trutzbündnisse sind Napoleon ein Dorn im Fleische. Man hat eine luxemburger Frage geschaffen und will ein Stück deutschen Landes in dem Augenblicke nehmen, wo das deutsche Nationalgefühl sich mächtiger als je zeigt, wo das Gefühl der Zusammengehörigkeit sich an der Zsar, dem Lech und Neckar mächtig offenbart, wo das Dach über dem norddeutschen Bundesstaate schon fertig gezimmert ist und nur der Nichtung bedarf.

Das Kaiserreich, das der Friede sein will, will wegen eines Flicken Landes mit Preußen den Krieg, Napoleon will die Millionen baaren Geldes, welche sein Paris von der civilisirten Welt so sehnsüchtig erwartet, nicht haben, er will Millionen umsonst daran gewendet haben, das Marsfeld in einen Weltbazar mit schönem Park verwandelt zu haben?

Ich kann daran nicht recht glauben. Louis ist zu klug, um die Existenz seiner Dynastie, die auf zwei Augen und zwei schwachen Füßen steht — Plon Plon unberücksichtigt gelassen — auf das Spiel zu setzen, eines Flicken Landes wegen, und wäre Luxemburg ein zweites Gibraltar, wie es doch nicht ist. Ich denke mir, Napoleon will die Schmach des Endes in Mexico, die Rückkehr der decimirten Legionen durch das Kriegsgeschrei übertönen lassen, um hinterher in um so größerer Glorie als Friedensfürst bei der Weltausstellung sich präsentiren zu können.

Das Kriegsgeschrei der französischen Journale muß die national-liberale Partei verstärken, es muß die entschiedene Linke überzeugen, daß zunächst die Einheit geschaffen werden muß. Ich bin viele Jahre hindurch des Glaubens gewesen, daß man durch Freiheit zur Einheit kommen müsse, allein ich habe mich längst überzeugt, daß sich auch die Freiheit nicht decretiren und durch Grundrechte schaffen läßt, wenn das Volk selbst nicht

frei und reif ist. Das ist es aber noch nicht. Ich habe mir lange gesagt, daß ich nicht mehr hoffen darf, meine Ideale ins Leben geführt zu sehen, und da ich für mich nichts erreichen will, warten gelernt. Auf freiheitliche Entwicklung kann man warten, aber auf einheitliche nicht. Da drängt unsere Umgebung, da drängt vor allem der Charakter der Franzosen.

Könnte man hoffen, daß Oesterreich sein Heil erkannte, daß es, statt auf Rache zu sinnen, statt in Frankreich eine Stütze zu suchen, sich voll und ganz auf Preußen und Deutschland stützte, so würde man auch da warten können.

den 1. Mai.

Das Tagebuchschreiben wird langweilig. Was soll man schreiben, wo alle Tage nur die Frage: giebt's Krieg oder Frieden? wechselt. Ich fange jetzt an, an den Krieg zu glauben, je mehr man versichert, daß kein Zweifel daran sei, daß die Conferenzen zu Stande kommen. Jedenfalls kann es nicht schaden, im deutschen Volke das Bewußtsein rege zu machen, daß, wenn es Krieg giebt, der Sieg auch auf deutscher Seite bleiben muß.

Unsere Reichstagsabgeordneten haben zum Schluß noch um die Zusammenberufung von Vertrauensmännern gebeten, und Freund — orakelt schon über deren baldige Zusammenberufung und Zusammensetzung.

Wenn man die Wünsche des Landes durch Vertrauensmänner hätte erfahren wollen, so hätte das schon früher geschehen müssen; wenn alle Aenderungen im Princip schon feststehen, nützen die nicht mehr viel.

den 14. Mai.

Also Friede — Weltausstellung, Fürstencongreß in Paris, Gott gebe seinen Segen! Ich kann nicht sagen, daß mich das Resultat der Conferenzen befriedigte, obgleich es ein correctes sein mag. Frankreich hat doch seinen Willen, wenn auch nur halb bekommen, und Preußen hat nachgeben müssen, es hat statt einer Festung die Garantie Europas. Wie viel die werth ist, wird erst die Zukunft lehren, was Luxemburg werth war, konnte ein Laie sehen.

Aber man darf nicht verkennen, daß der Friede eine große Wohlthat für die Völker ist, was die Franzosen auch immer mehr einsehen lernen, und daß, wenn es wegen Luxemburg zum Kriege gekommen wäre, die Schuld auf den Ehrgeiz Preußens geworfen sein würde. — Die europäische Garantie der Neutralität Luxemburgs hat mindestens eine moralische Bedeutung und wird es Napoleon schwer machen, eine neue Streitfrage wegen der Grenzen vom Zaune zu brechen. Oesterreichs Rolle gefällt mir nicht.

Nienburg, den 27. Mai.

Heute, an seinem Geburtstage, sollte Georg V. in aller königlicher Glorie wieder in seine Residenz einrücken, so hatte man die Dummen glauben gemacht. Und leider wie viel Dumme giebt es noch bei uns!

Ohne Demonstrationen ist es auch hier nicht abgegangen, einige Maurergesellen, ein Lumpensammler, und die 14 — — Familien, welche die — Scheune bewohnen, haben heute Abend illuminirt und ihre Häuser bekränzt und mit weiß-gelben Schleifen geschmückt.

Was soll das? Alles, was zum Staat in irgend welcher Beziehung steht, hat König Wilhelm gehuldigt, unser Militär trägt preussische Uniformen, Steuer-, Post- und Eisenbahnbediente preussische Farben, die Gensd'armie hat grüne Röcke und Pickelhauben, die Adler sitzen unangefochten an den königlichen Gebäuden. Wer jetzt noch an den Dingen zu rütteln und schütteln wagt, der hüte sich, daß er nicht dem Criminalrichter als Hochverräther anheimfällt.

Berlin, den 4. Juni.

Abermals in Berlin; jetzt, wo der Thiergarten und die Linden noch im frischen, saftigen Grün stehen, ist es hübsch hier, sehr hübsch. Da meine Geschäfte nur in Conferenzen bestehen, die täglich zwei Stunden in Anspruch nehmen, so habe ich bei dem schönen Wetter hinreichend Zeit, Berlin und seine Kunstschätze mir anzusehen.

Die Zöllern haben mehr gethan für die Künste als die Habsburger und Lothringer. Wie sparsam sind Denkmale in Wien!

Die Hohenzollern haben die Wissenschaften und die Freiheit des Denkens hochgehalten, trotz mehrerer Rückschläge, wie unter Wöllner und später unter Einfluß der Romantiker. Man sieht das aus Allem. Der Geist Friedrichs des Großen zeigt sich ausgeprägt in vielen Hunderten von Erfindungen; in Wien sucht man außer der Reiterstatue Josephs II. und der Gloriette in Schönbrunn nach einem einzigen Dinge, das an Joseph erinnerte, vergebens.

Berlin ehrt seine Helden nicht nur in der Weise der Griechen, es ehrt auch seine Weisen und Künstler; wenn der neue Anwuchs von Charlottenburg bis zum Kreuzberge erst mit Häusern bebaut ist, wird die Zeit der Erhebung von 1813 würdig repräsentirt sein. Dann wird der Thiergarten in der Stadt liegen und Charlottenburg einen Theil von Berlin bilden.

Man hat mir heute das Programm der national-liberalen Partei vorgelegt, ich habe mich von Herzen gern bereit erklärt, dasselbe zu unterzeichnen, da es meinem Sinn entspricht. Das Programm der Fortschrittspartei von 1861—62, das man von jener Seite wieder aufwärmt, ignoriert das Jahr 1866, ignoriert den Norddeutschen Bund.

Die Ziele der Fortschrittspartei sind die unseren, in den Mitteln und Wegen weichen wir auseinander. Die Geschichte entwickelt sich nicht nach den Lebensformen in der Natur, wo man bei der Pflanze mit Nothwendigkeit voraussagen kann, wo das nächste Blatt anwächst, die Blüthe hervorschießen muß. Die Geschichte macht Sprünge und holt in einem Schritte oft nach, was in hundert Jahren veräumt ist, und ist sie der Bildung der Zeitgenossen vorgeschritten, so macht sie auch wieder Rückschritte. Schafft erst ein Volk, das Euch ganz versteht, das hinter Euch steht auch in schlechten Tagen! Wer uns aus politischen Rücksichten ein Jahr rechtlos machen konnte, der darf das Recht in der Politik nicht zum alleinigen Schiedsrichter machen wollen, namentlich nicht eine einzige Rechtsphäre, die des individuellen Rechts. Zunächst muß man das Recht der Nation als solche, dem Auslande gegenüber, zur vollen Anerkennung bringen, das Recht, daß sich in die Entwicklung des deutschen Volkes kein Dritter einmischen darf, ehe man die Rechte, die jeder Provinz, Gemeinde, Familie und jedem Einzelnen gewährt werden müssen, festsetzt. Sorgt dafür, daß die Grundrechte, welche die Reichsverfassung enthielt, und die größeren Urrechte, von denen sie schwieg, in die Köpfe und Herzen der Menschen kommen, und Ihr könnet das gedruckte Gesetz entbehren.

Rienburg, den 12. Juni.

Ich habe angefangen, die Sommereindrücke, die Berlin auf mich machte, wie ich es im März gethan, im Wochenblatte zu schildern, brauche daher hier keine weiteren Bemerkungen niederzulegen. Nur zwei Dinge will ich noch hervorheben: die Berliner sind mir in Berlin viel liebenswürdiger vorgekommen, als sie sich auswärts, in den Bädern namentlich, zeigen; und ich bin in Berlin von dem Militärstaate viel weniger gewahrt worden, als ich glaubte.

Die heimischen Angelegenheiten anlangend, so wird mir nicht genug aufgeräumt und ausgefegt. Wäre es nicht nöthig, den Consistorien endlich die Rechtsprechung in Ehescheidungssachen zu nehmen, die dumme Eheverlobungsconstitution aufzuheben, ein Hofesgesetz zu verkünden mit Aufhebung

oder Beschränkung der Untheilbarkeit und des Auerbenrechts? Das preuß. Criminalgesetzbuch läßt sich nicht ohne Modificationen einführen, weil zu viel Dinge criminell behandelt werden, die bei uns nur polizeilich zu strafen sind, und dann die Leute wegen 1 Thlr. Strafe Wege von 9—10 Meilen zum Obergerichte machen müßten. Aber es würde sich durch eine Novelle zu der Strafproceßordnung helfen lassen. Die Domicil- und Trauscheinsverordnungen müssen reformirt werden; ohne dies erhält die Aufhebung des Fünfstwangs nie ihre rechte Bedeutung.

Statt dessen müht man sich ab, noch bis zum 1. Juli das preussische Steuersystem einzuführen, was mancherlei Uebelstände mit sich führen wird, wie sich schon jetzt herausstellt. Das hätte solche Eile nicht gehabt!

Rienburg, den 27. Juni.

Es geht mit dem Tagebuche nicht mehr. Ich weiß nicht, woran das liegt, aber es fehlt mir die Lust. So will ich denn vorläufig einen Schluß machen. Es ist ein passender Tag dazu, der Jahrestag der Schlacht bei Langensalza. Ich habe in diesen Tagen den in Wien gedruckten officiellen Bericht über die Kriegsergebnisse nochmals studirt und freue mich, daß ich die Ueberzeugung fassen konnte, daß an jenem gänzlich unnützen Blutvergießen wenigstens Georg V. unschuldig ist. Man hatte von einem Angriff auf Gotha Abstand genommen, und nun war es Generalmajor von Flies, welcher mit unzureichenden Kräften angriff. Die Hannoveraner hatten 20 Bataillone mit 13,390 Mann Infanterie, 21 Schwadronen mit 1731 Pferden, 42 Geschütze mit 1056 Mann, zusammen 16,177 Mann im Gefechte, außerdem noch 4392 Mann und 10 Geschütze außer Gefecht.

Auf preussisch-gothaischer Seite waren höchstens 14 Bataillone, aber stärker als die hannoverischen und davon 8 mit Zündnadelgewehren, 3 Schwadronen Reiterei und nur 26 Geschütze im Gefecht. Die Hannoveraner waren also den Preußen namentlich an Artillerie und Cavallerie ganz enorm überlegen.

Hätte Generalmajor von Flies einen Tag gewartet, bis das Mantuffel'sche Corps, dessen Gros schon bei Mühlhausen stand, Langensalza näher gekommen wäre, die Divisionen Goeben und Beyer waren schon in Eisenach, so würden die Hannoveraner nicht einen Verlust von 32 Officieren und 346 Mann Unterofficieren und Gemeinen an Todten, und 1051 an Verwundeten zu beklagen, und Preußen gleichfalls noch größere Verluste nicht gehabt haben. Ja, was vielleicht eben so schlimm, es

Auerbach, Volkstafelender.

würde am 28. zu einer förmlichen Unterwerfung Georgs, vielleicht zu einem Bündnisse mit Preußen gekommen sein, und die Welfen hätten ihre Krone gerettet. Aber der Sieg in der Schlacht von Langensalza hatte Georg gänzlich im Kopfe verwirrt und diesen mit einer Illusion mehr erfüllt.

Die Proclamation vom 27. Juni, in Langensalza an die Armee erlassen, giebt davon Zeugniß. Nachdem dem tapferen Kriegsheere für den erfochtenen Sieg in der Schlacht der Dank gesagt, fährt Georg fort: „Die Namen der todesmuthig gefallenen Opfer werden in unserer Geschichte mit unauslöschlichen Zügen prangen, und unser göttlicher Heiland wird ihnen dort oben den himmlischen Lohn dafür verleihen.

Erheben wir vereint die Hände zu dem dreieinigen Gott, ihn für unseren Sieg zu loben und zu preisen, und empfanget, Ihr treuen Krieger alle, den nie erlöschenden Dank Eures Königs, der mit seinem ganzen Hause und Euch den Herrn, um Jesu Christi willen, anseht, unserer Sache, welche die seinige, weil sie die Sache der Gerechtigkeit ist, seinen Segen zu verleihen.“

Was bedeutet ein Sieg mit Opfern, wie die von Langensalza, ein Sieg der Mehrzahl gegen die Minderzahl, wenn am anderen Tage eine Capitulation so nothwendig ist, als die vom 28. Juni es war?

So kam das Ende des Welfenreiches.



llische ja
liren ih
alpa hat
ten meh

achte es
e für den
org jet:
erer Ge
e hülant

den für
in Krieger
in ganz
unfere
i, jemen

alpa, ein
lage eine

I/A

28 28166 5 031

